



# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

38. JAHRGANG ■ 1 | 2009





Ausschnitt aus: Carl Rottmann, *Das Heidelberger Schloss, 1815*, Aquarell. (Foto: KMH)

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt  
der Landesdenkmalpflege

1/2009 38. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts:

Präsident Prof. Dr. Dieter Planck

Schriftleitung: Dr. Irene Plein

Redaktionsausschuss:

Dr. Claudia Baer-Schneider,  
Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Clemens Kieser,  
Prof. Dr. Claus-Joachim Kind,  
Dr. Claudia Mohn, Dr. Karsten Preßler,  
Dr. Anne-Christin Schöne,  
Dr. Günther Wieland, Dr. Bertram Jenisch  
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,  
Stuttgart

Lektorat: André Wais/Tina Steinhilber

Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner/Verena Schmyneč

Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,  
Nicolaus-Otto-Straße 14,

89079 Ulm-Donautal

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 23000

Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei  
gebleichtem Papier

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Bankverbindung:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,  
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,  
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).

Verwendungszweck:

Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

## Inhalt

- |   |   |
|---|---|
| <p>1 Editorial</p> <p>2 Heidelbergs Bedeutung?<br/>Wolfgang Seidenspinner</p> <p>4 Heidelberga deleta<br/>Einblicke in die archäologische Dimension der Stadtgeschichte<br/>Folke Damminger</p> <p>11 Heidelberga aedificata<br/>Einblicke in die baugeschichtliche Dimension der Stadtgeschichte<br/>Hermann Diruf</p> <p>17 Heidelberga imaginaria<br/>Einblicke in die mythische Dimension der Stadtgeschichte<br/>Wolfgang Seidenspinner</p> <p>23 Vom „nüchternen Zweckraum“ zum „mystischen Farbraum“<br/>Die Restaurierung der Neuen Katholischen Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Süßen und die „Parabelkirchen“ Otto Linders<br/>Karsten Preßler</p> <p>30 Große Güte, Goethe!<br/>Was wird aus dem „Weißen Ochsen“ in Ofterdingen?<br/>Sabine Kraume-Probst</p> | <p>32 Die Stuben des ehemaligen Wirtshauses „Weißer Ochsen“ in Ofterdingen<br/>Bestandsaufnahme und restauratorische Voruntersuchung<br/>Jürgen Felbinger</p> <p>37 Restaurierung der Konrad-Scheibe vom Konstanzer Münster<br/>Rolf-Dieter Blumer/Katrin Hubert-Kühne</p> <p>40 Ortstermin<br/>Die alte Schule in Weinheim-Oberflockenbach<br/>Großsachsener Str. 22 (Rhein-Neckar-Kreis)<br/>Claudia Baer-Schneider</p> <p>42 Neuerscheinungen</p> <p>43 Buchbesprechungen</p> <p>49 Ausstellung</p> <p>49 Mitteilungen</p> <p>51 Personalien</p> |
|---|---|

*Dieser Ausgabe liegt das Jahresregister 2008 und eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Die Beilage ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.*

# Editorial

Seit der Renaissance ist die kurpfälzische Residenz Heidelberg für ihr bewundernswertes Stadtbild bekannt, das von der Schlossanlage mit ihren Prachtfassaden als Hauptwerk der deutschen Renaissance bekrönt wird. Nach der Zerstörung im dritten Reunionskrieg, dem so genannten kurpfälzischen Erbfolgekrieg, erlangte die Stadt im 19. Jahrhundert durch die Neuwertung während der Romantik wieder einen überregionalen Bekanntheitsgrad, dem nicht zuletzt das Badnerlied in einer Strophe Rechnung trägt.

So verwundert es nicht, dass sowohl die Großherzogliche Bauverwaltung als auch der Großherzogliche Konservator August von Beyer sich besonders dem Schloss als Denkmal zuwandten, als man nach dem Bau des Eisenbahntunnels 1860 Schäden an den Ruinentteilen erkannte. Die davon ausgehende Diskussion über die Erhaltung als Ruine oder über die stilgerechte Rekonstruktion führte in den Jahren 1887 bis 1906 zu der Grundsatzdebatte, die heute unter dem Namen Heidelberger Schlossstreit bekannt ist. Der durch den damaligen Straßburger Kunsthistoriker Georg Dehio formulierte Satz „Konservieren statt Restaurieren“ gilt seitdem als Axiom (einer keines Beweises bedürftigen Grundlage) der modernen Denkmalpflege. Der Umstand, dass Heidelberg im Zweiten Weltkrieg verheerende Zerstörungen weitgehend erspart blieben, machte die Stadt ebenfalls zu einem bevorzugten Ziel denkmalpflegerischer Bemühungen.

Es ist daher selbstverständlich, dass in der Folge sowohl die Schlossanlage Heidelbergs als auch die wieder aufgebaute barocke Stadt und die Stadtviertel des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts einen Schwerpunkt in der Tätigkeit der amtlichen Denkmalpfleger darstellten.

Diese verstärkte Zuwendung war nicht zuletzt der Grund, dass man 1993 für die Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger der Bundesrepublik Deutschland unter dem Titel „Konservatorenauftrag und heutige Denkmalherausforderung“ Heidelberg als Tagungsort wählte. Die laufende denkmalpflegerische Beschäftigung und Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Denkmälern der Stadt erbrachte einen Kenntnisstand, der im Jahre 1998 Grundlage zur Ausweisung der Altstadt als Gesamtanlage war.

Die Bearbeitung des Antrags auf die Aufnahme in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes führte zu einer Erfassung der Bestände und zu einer grundlegenden Bewertung der Denkmäler der Stadt. Auch wenn über den Antrag bisher noch nicht

endgültig entschieden wurde, bilden die Unterlagen einen Grundstock für weitere Bearbeitungen. Im Jahre 2006 konnte der Archäologische Stadtkataster der Öffentlichkeit vorgelegt werden. Derzeit ist die Denkmaltopografie in Bearbeitung, die nun die Kenntnisse in ansprechender Form zugänglich machen wird. Dabei werden sowohl die archäologischen Denkmäler als auch die Baudenkmäler vorgestellt, womit zugleich eine der umfangreichsten Dokumentationen über den heutigen Kenntnisstand des historischen Bestands der Stadt entstehen wird.

Im vorliegenden Heft berichten Kollegen, die in die vorbereitenden und laufenden Arbeiten intensiv eingebunden waren, über ihre Forschung, die sie anlässlich eines Vortragsabends im Kurpfälzischen Museum 2008 erstmals der Öffentlichkeit zu Gehör brachten.

Die Landesdenkmalpflege trägt damit ebenfalls der bleibenden Bedeutung der Stadt Heidelberg für die baden-württembergische Denkmallandschaft Rechnung. Als weltweit bekanntes Touristenziel bleibt auch die Qualität der Erhaltung eine öffentliche Aufgabe, die sowohl der Stadt und ihrer Bürgerschaft als auch der Landesverwaltung in Verantwortung übergeben ist.

Diese Verantwortung gegenüber der künftigen Generation wird angesichts der sich abzeichnenden Fragestellungen und der großen kommunalen wie privaten Planungsvorhaben gefordert sein, etwa bei Fragen zur Erweiterung der Stadthalle, der Untertunnelung der Neckaruferstraße und auch bei den Wünschen der kommerziellen Aufwertung der Altstadt durch zentrale oder stadtkernahe Einkaufszentren. Dazu trat in den letzten Jahren erneut die Frage einer Rekonstruktion oder Umgestaltung des ehemals weitberühmten Hortus Palatinus, des Schlossgartens, die nun über 100 Jahre nach dem Richtungweisenden Wort Dehios eine neue Diskussion um die Art und Weise der Wiederherstellung verlorener Kulturgüter aufwirft.

Die Kenntnis um die historischen Fakten war und ist die Grundlage jeglicher denkmalpflegerischer und konservatorischer Arbeit. Nur eine Veröffentlichung des Wissens gewährt eine Basis für qualitätvolle Diskussion um die anstehenden Aufgaben und Probleme. Die Landesdenkmalpflege will mit diesem Heft einen Beitrag dazu leisten.

**Dr. Johannes Wilhelm**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 25 – Denkmalpflege



# Heidelbergs Bedeutung?

*Der Antrag Heidelbergs, mit dem Ensemble aus Schloss, Altstadt und Landschaft in die UNESCO-Welterbeliste aufgenommen zu werden, wurde 2007 zum zweiten Mal zurückgewiesen. Der einzigartige Charakter des Ensembles sei nicht ausführlich genug dargelegt, monierte das Welterbe-Komitee und forderte die Stadt zur Überprüfung der Argumente und einem Vergleich mit anderen Universitätsstädten auf. Darauf reagierte 2008 ein Vortragsabend im Kurpfälzischen Museum Heidelberg, bei dem sich Vertreter der Denkmalpflege im Regierungspräsidium Karlsruhe der Frage stellten, worin die Bedeutung Heidelbergs liegt, was seine Stellung in der Geschichte ausmacht. Dem im Publikum geäußerten Wunsch, das Gehörte nachlesen zu können, wollen die Vortragenden hier nachkommen.*

Wolfgang Seidenspinner

Der Begriff „Geschichte“ meint – neben einer Erzählung – zum einen das, was sich ereignet hat (die „res gestae“ des Lateinischen), zum anderen die Erforschung und Darstellung dieser Vergangenheit (die „historia rerum gestarum“). Beide bilden einen gleichzeitigen Gesamtzusammenhang, die Geschichte. Gegen dieses mittlerweile erschütterte Verständnis steht ein Phänomen, das die Menschheit schon lange begleitet: konkurrierende Geschichten. Das heißt, es gibt nicht nur eine, sondern viele Geschichten. Nebeneinander stehen die Geschichtsbilder der Polen und der Deutschen oder der Russen und der Tschetschenen, die keinen objektiven Verlauf der Geschichte erkennen lassen. Es sind verschiedene Vergangenheiten. Aber nicht nur Völker und Nationen, auch Religionsgemeinschaften, Volksgruppen einzelner Staaten oder innergesellschaftlich Generationen und Klassen usw. schaffen sich eigene Vergangenheiten. Die unterschiedlichen Vergangenheiten nebeneinander verschieben die Bedeutung von „Geschichte“ immer mehr zu „Geschichten“ hin, im Sinne von Erzählungen, die eher subjektiv als objektiv sind.

Die Kulturwissenschaften erkennen die Wirklichkeit zunehmend als semiotisches Konstrukt, das heißt, die Realität, wie wir sie wahrnehmen, entsteht erst bei ihrer Erkundung. Hier wurzelt auch das Konzept der Erinnerungsgeschichte. Danach ist Geschichte ein Konstrukt, das sich in die kollektive Erinnerung sozialer Gruppen auflöst. Die geisteswissenschaftliche Idee der einen Geschichte kann sich so gegen die empirisch-kulturwissenschaftliche Erkenntnis vieler Geschichten nicht behaupten.

Auch in Heidelberg konkurrieren Geschichten miteinander. Dies zeigte schon eine Kontroverse, in

der Archäologen und Landeshistoriker vor einigen Jahren um die Gründung der Stadt stritten. Beide Seiten nutzten ihre Quellen, der Landeshistoriker die Schriftquellen, die Archäologen Funde und Befunde. Sie bearbeiteten ihre Quellen korrekt mit ihrem wissenschaftlichen Instrumentarium und erzielten wissenschaftlich nachprüfbar Ergebnisse. Allerdings widersprachen sich die daraus erschlossenen zeitlichen Ansätze.

Nicht nur unterschiedliche Quellengrundlagen können widersprüchliche Geschichten generieren. Auch die Bearbeitung der gleichen Quellen durch andere Fachwissenschaftler kann zu differierenden Geschichten führen. Allein weil die Forscher mit verschiedenen Erfahrungshintergründen und individuell geprägten Perspektiven an sie herantreten. Weiter ist zu bedenken, dass neben den Geschichtsbildern und Geschichten der Fachwissenschaftler auch die Geschichten, kollektiven Erinnerungen, Bilder und Konstrukte der anderen gesellschaftlichen Gruppen ihren Eigen-Wert besitzen.

Und aus dieser Schere zwischen offizieller Geschichte bzw. Geschichten der Fachdisziplinen auf der einen und kollektivem Gedächtnis bzw. Erinnerungsort auf der anderen Seite resultiert Heidelbergs Problem mit dem Weltkulturerbe, wie die folgenden Beiträge belegen sollen. Die beiden ersten bieten Einblicke in die Geschichte Heidelbergs aus Sicht der denkmalpflegerischen Disziplinen, die sich der Frage stellen müssen, ob die Voraussetzungen für das Welterbe erfüllt sind: der Archäologie sowie der Bau- und Kunstgeschichte. Sie eröffnen wissenschaftliche Perspektiven in die Vergangenheit auf der Basis des materiellen Erbes. Eine Einzigartigkeit Heidelbergs können sie allein nicht begründen. Daher



will der dritte Beitrag eine erinnerungskulturelle, auf das Immaterielle blickende Perspektive als für Heidelberg angemessen erweisen. Mit Blick des Kulturanthropologen werden die Vorstellungen und Fiktionen, die geistigen Anlagerungen an das Materielle thematisiert, wenn es um die Frage geht, worin die Bedeutung der Stadt Heidelberg liegt, das heißt: was ihren besonderen erinnerungskulturellen Wert konstituiert, was den so genannten Mythos Heidelberg bildet, der zusammen mit dem materiellen Erbe Heidelbergs Einzigartigkeit ausmacht.

## Literatur

Wolfgang Seidenspinner und Manfred Benner: Heidelberg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 32, Stuttgart 2006.

Lucian Hölscher: Neue Annalistik. Umriss einer Theorie der Geschichte. Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 17, Göttingen 2003.

Etienne François und Hagen Schulze: Vorwort, in: Steinbruch. Deutsche Erinnerungsorte. Annäherung an eine deutsche Gedächtnisgeschichte, hg. v. Constanze Carcenac-Lecomte, Katja Czarnowski, Sybille Frank, Stefanie Frey und Torsten Lüdtker, Frankfurt/M. 2000, S. 7–9.

Jacques Le Goff: Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1999.

Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt/M. 1998.

Chris Lorenz: Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie. Beiträge zur Geschichtskultur, Bd. 13, Köln/Weimar/Wien 1997.

Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis, München 1992.

Reinhart Koselleck: ‚Geschichte, Historie‘, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. v. Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 593–717.

Reinhart Koselleck: Geschichte, Geschichten und formale Zeitstrukturen, in: Geschichte – Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik, Bd. 5, hg. v. Reinhart Koselleck und Wolf-Dieter Stempel, München 1973, S. 211–222.

Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967.

**Prof. Dr. Wolfgang Seidenspinner**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Ref. 25 – Denkmalpflege

1 Matthäus Merian,  
Stadtansicht von Heidelberg,  
1620, Kupferstich,  
Kurpfälzisches Museum  
Heidelberg.



# Heidelberga deleta

## Einblicke in die archäologische Dimension der Stadtgeschichte

*In seiner einleitenden Erörterung des Begriffs „Geschichte“ hat Wolfgang Seidenspinner auf das Phänomen der „konkurrierenden Vergangenheiten“ aufmerksam gemacht. Spuren der Vergangenheit können in vielerlei Formen auf uns kommen, sei es in Gestalt von Schrift- und Bildquellen, als mündliche Tradition, in Form von Architektur oder eben als archäologische Überlieferung. Der unterschiedliche Charakter dieser Quellengattungen eröffnet, wie von W. Seidenspinner angedeutet, mannigfaltige – sich teils widersprechende – Perspektiven auf historische Epochen. So ist dieser Beitrag einer dieser vielen Geschichten gewidmet, eben jener, die sich aus den im Untergrund erhaltenen Spuren der Vergangenheit rekonstruieren lässt.*

*Sein Titel, „Heidelberga deleta“ – und darauf aufbauend die der Beiträge Hermann Dirufs, „Heidelberga aedificata“, und W. Seidenspinners, „Heidelberga imaginaria“ – bezieht sich auf die Inschrift einer Gedenkmünze, mit der Ludwig XIV. die Zerstörung Heidelbergs 1693 feiern ließ, ein Ereignis, das sich in der Entwicklung der Stadt spürbar niederschlug und so den Zeitpunkt markiert, an dem im Rahmen dieser dreiteiligen Darstellung der archäologische Blick auf die Geschichte abgelöst wird vom kunst- und bauhistorischen.*

Folke Damminger

### Archäologische Quellen

Die Quellen der Archäologie sind dinglicher Natur und lassen sich ganz grob zwei Kategorien zuweisen. Zum einen gibt es den Befund, worunter alle ortsfesten Spuren menschlichen Handelns wie Gruben, Pfostenlöcher, Mauern, Planierschichten, Brandhorizonte etc. zu verstehen sind. Im Gegensatz dazu handelt es sich bei einem Fund um ein bewegliches Objekt, in aller Regel vom Menschen hergestellt oder doch zumindest von ihm genutzt.

Auch unter den archäologischen Quellen sprechen manche Gegenstände, so etwa der 1653 in Tournai im Grab des Merowingerkönigs Childerich gefundene Siegelring, als Träger schriftlicher Informationen bis zu einem gewissen Grad für sich selbst. Derlei Objekte bilden jedoch die Ausnahme, und so lässt sich, um ein Beispiel aus dem Umfeld Heidelbergs anzuführen, der Baubefund der spätrömischen Schiffslände von Ladenburg nicht auf Anhieb mit den Taten (res gestae) des Valentinian I. in Verbindung bringen. Es bedarf somit der Methoden der Archäologie, um den den überlieferten Sachgütern – Funden und Befunden – innewohnenden historischen

Zeugniswert zu erschließen und so – um mit W. Seidenspinner zu sprechen – Vergangenheit zu generieren.

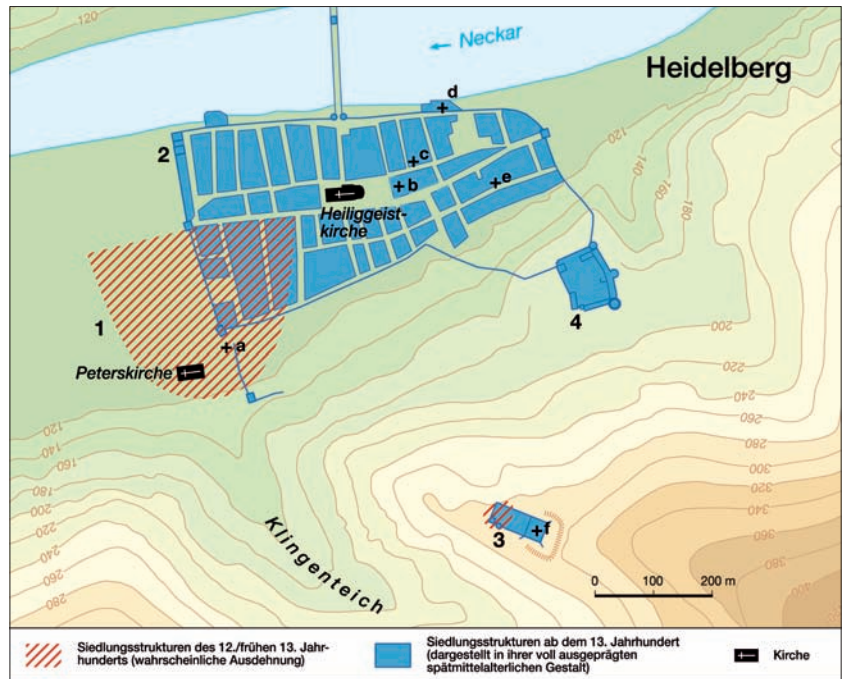
Auf der Grabung geht es zunächst einmal darum, zusammenhängende Befunde zu identifizieren, voneinander abzugrenzen und (mittels der Stratigrafie) in ein relatives zeitliches Verhältnis zueinander zu stellen. Zur Ermittlung der absoluten Chronologie, d.h. einer Datierung in Kalenderjahren, bedarf es den einzelnen Schichten eindeutig zuweisbarer Funde – im Idealfall ein dendrochronologisch datierbares Stück Holz oder eine Münze. Aber auch andere Fundgattungen kann und muss man in der Regel dazu heranziehen. Aus dem modischen und funktionalen Formenwandel, dem selbst Alltagsgegenstände unterliegen, resultiert eine zeitliche Abfolge von – wie es in der Archäologie heißt – Typen, die über ein dichtes Netz von geschlossenen Funden mit einer gewissen Unschärfe auch absolut zu datieren sind. Im Idealfall lassen sich auf diese Weise die mithilfe der relativen Befundabfolge ermittelten Phasen auch zeitlich einordnen. Über den chronologischen Aspekt hinaus ermöglichen Funde eine Verankerung von Befunden in bestimmten sozialen, ökonomischen, kul-

turellen oder regionalen Kontexten. Über Analogien mit vollständig überlieferten Bauten kann schließlich in einem weiteren Schritt der Versuch unternommen werden, ein Lebensbild heute nur noch unterirdisch erhaltener Baustrukturen zu rekonstruieren.

Im Gegensatz zur oftmals tendenziösen schriftlichen oder mündlichen Überlieferung erwecken archäologische Quellen den Anschein der Objektivität, doch trifft dies einerseits nicht unbedingt auf deren Deutung zu, und andererseits überliefern sie uns Vergangenheit nur lückenhaft. Gerade in der Siedlungsarchäologie haben wir es oft mit fragmentierten Baubefunden zu tun, die mehr oder weniger zufällig im Untergrund „überlebt“ haben. Auch handelt es sich bei den Funden zu meist um nicht mehr als Abfälle, d. h. das Sachgut kommt in einer „bewussten, negativen Auswahl“ auf uns, also eigentlich das genaue Gegenteil eines historischen Textes, der in erster Linie zum Festhalten von Überlieferenswertem dient.

### Konkurrierende Überlieferungen

Mehr noch als andere archäologische Disziplinen steht – zumindest im hier betrachteten regionalen Rahmen – die Mittelalterarchäologie in „Konkurrenz“ zu anderen Überlieferungssträngen. Zunächst steht sie vor dem durch die Geschichtsforschung entworfenen, auf schriftlichen Quellen basierenden historischen Hintergrund. Darüber hinaus lassen sich im Kontext einer Stadtgrabung etwa Entstehungs- und Baugeschichte eines bestimmten Gebäudes und der zugehörigen Parzelle mehr oder weniger gut nachvollziehen und zugleich archivalische Daten in Form von Bauakten, historischen Fotografien etc. erheben. Im konkreten Beispiel des ehemaligen Lichtentaler Klosterhofs in Pforzheim wäre einem solchen fotografischen Dokument zu entnehmen, dass es sich bei einem der ergrabenen Gebäude einst um eine Gaststätte, die Klostermühle, handelte. Ergänzt wird das Bild durch Erzählungen einer ehemaligen Bewohnerin, die den Ort im Rahmen einer Grabungsführung wieder aufsuchte – zum einen auch archivalisch Erschließbares, wie die Tatsache, dass in der Gaststätte der Pforzheimer Ortsverein der SPD gegründet worden war, zum anderen Erlebnisberichte aus den Bombennächten des Zweiten Weltkriegs. Kann die Archäologie im günstigsten Fall die Zerstörung des Gebäudes in der Mitte des 20. Jahrhunderts und anhand der Funde im Kriegsschutt seine damalige Nutzung nachvollziehen, so scheinen im Befund lokalhistorische Ereignisse ebenso wenig auf wie das Schicksal seiner Bewohner. Umgekehrt wissen weder Bauakten noch Zeitzeugen etwas über die mittelalterliche Nutzung der Parzelle zu berich-



ten. Auf diese Weise bilden die einzelnen Quellengattungen Überlieferungsschichten, die sich gleichermaßen ergänzen und teilweise überlagern, für sich genommen jedoch immer nur einen Teil der Geschichte zu erzählen vermögen.

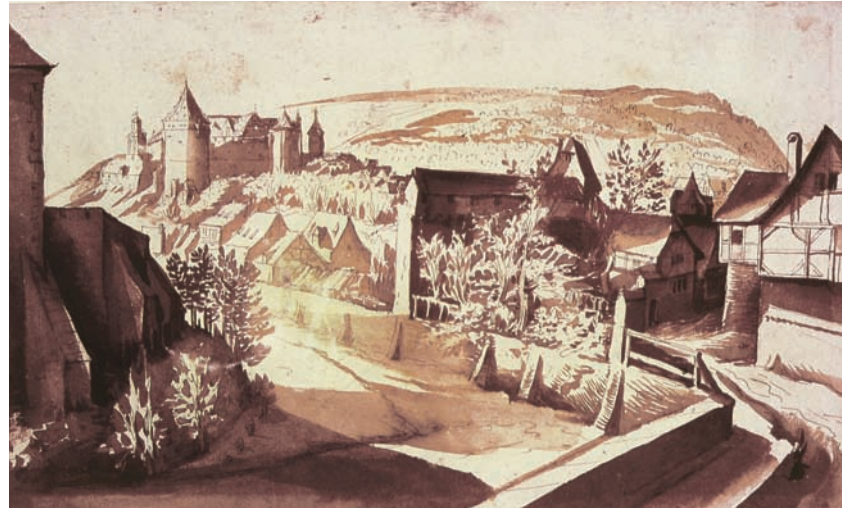
So muss man sich bei der Betrachtung der Heidelberger Geschichte anhand der archäologischen Ausgrabungsergebnisse der letzten Jahre quellenbedingt auf bestimmte Aspekte dieser Vergangenheit beschränken, weshalb sich die folgenden Ausführungen im Wesentlichen auf die räumliche und bauliche Entwicklung der mittelalterlichen Stadt konzentrieren. Zuvor gilt es, einen kurzen Blick auf die anderen Quellen zum Aussehen des mittelalterlichen Heidelberg zu werfen. Da es in seinem baulichen Bestand – aus bekannten Gründen – nur lückenhaft überliefert ist, stehen als Medium zunächst bildliche Darstellungen zur Verfügung. Gibt die Ansicht aus Sebastian Münsters *Cosmographia* aus den 1540er Jahren Heidelberg zumindest grob in seinen topografischen Eigenheiten und mit seinen wichtigsten Gebäuden wieder, so ist rund 80 Jahre später bei Merian (S. 3, Abb. 1) jeder einzelne Straßenzug zu erkennen, lässt sich vermeintlich die Bebauung jeder einzelnen Parzelle identifizieren. Ergänzt durch archivalische Überlieferungen zu Baulichkeiten ergibt dies ein Bild von der mittelalterlichen Topografie Heidelbergs, wie es sich etwa im Historischen Atlas von Baden-Württemberg dargestellt findet. Dieses Bild ist nachhaltig von einem voll ausgeprägten spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Zustand bestimmt, doch verbirgt sich dahinter eine jahrhundertlange Entwicklung, zu deren Rekonstruktion wiederum die Archäologie einen wertvollen Beitrag leisten kann.

1 Topografie der frühen Stadtentwicklung Heidelbergs. 1) Vorstädtische Burgsiedlung, 2) Gründungsstadt, 3) „Obere Burg“ (Burganlage auf der Molkenkur), 4) „Untere Burg“ (Schloss). +) Ausgewählte Grabungsstellen 2001–2006: a) Grabengasse, b) Rathaus, c) Semmelsgasse/Heiliggeiststraße (Palais Nebel), d) Mönchsmühle, e) Karlsplatz, f) Molkenkur.



2 Heidelberg, Grabengasse 7. Überblick über die Grabungsfläche. Blickrichtung Ost. In der Fläche zeigt sich u. a. der runde Mauerbefund der ersten hochmittelalterlichen Siedlungsphase (rechts unten die angebaute „Darre“), oben die hangaufwärts zum Keltortor am Schlossberg führende Schenkelmauer, links die Rückseite der äußeren Futtermauer des Stadtgrabens (zu beiden Mauern vgl. Abb. 3).

3 Blick auf das Heidelberger Schloss (Kurpfälzisches Skizzenbuch, um 1590). Der Baum in der Bildmitte kennzeichnet die Lage der Grabungsfläche in der Grabengasse 7. Dahinter erhebt sich die den Schlossberg als eigenen Rechtsbezirk abgrenzende Schenkelmauer; davor ist die südliche Futtermauer des Stadtgrabens zu erkennen (vgl. Abb. 2).



## Die Entstehung Heidelbergs

Die Suche nach den vorstädtischen Wurzeln Heidelbergs setzt bei der Peterskirche mit ihrer auffälligen Lage außerhalb der umwehrten Stadt an (S. 3, Abb. 1). Schon lange hat die Kirche deshalb als Beleg für eine der Stadt vorangehende Burgsiedlung gegolten, die in ihrer Ausdehnung auf dem Schwemmkegel des Klingenteichbaches indes erst anhand einer Reihe von archäologischen Beobachtungen – am umfangreichsten 1986/87 beim Bau des Tiefmagazins der Universitätsbibliothek – greifbar wurde. Bezugspunkt der Siedlung war die in der Vita Eberardi de Commeda für die Jahre 1170/80 erwähnte Burg, die gemeinhin – gleichwohl von einzelnen Forschern heftig bestritten – auf der Molkenkur verortet wird (Abb. 1,3). Untersuchungen in den frühesten Siedlungsstrukturen Heidelbergs waren, jeweils veranlasst durch geplante Hotelneubauten, 2001 auf der Molkenkur (Abb. 1, f) sowie im Winter 2003/04 an der Grabengasse (Abb. 1, a), d. h. im Burgweiler selbst, möglich.

Das wesentliche Ergebnis auf der Molkenkur lag weniger im Befund der Kernburg selbst, deren Entstehung im 13. Jahrhundert anzunehmen ist, als vielmehr in einer Streuung von Scherben der älteren grauen Drehscheibenware am Hang unterhalb der Vorburg. In deren Bereich dürfte somit die früheste, heute nicht mehr nachweisbare Befestigungsanlage aus dem 12. Jahrhundert zu suchen sein.

Bei den Forschungen in der Grabengasse stellte sich heraus, dass im Gegensatz zu den nur wenig nördlich gelegenen Befunden im Innenhof der Neuen Universität die nachweisbare Besiedlung erst um 1200 einsetzte. In den intensiver untersuchten Teilbereichen der Parzelle zeichnete sich ein komplexer Befund ab (Abb. 2). Auf einen Rundbau, möglicherweise ein Speicher, folgte ein zweiräumiges Fachwerkhaus, an das sich nach Süden ein gepflasterter Hofbereich anschloss.

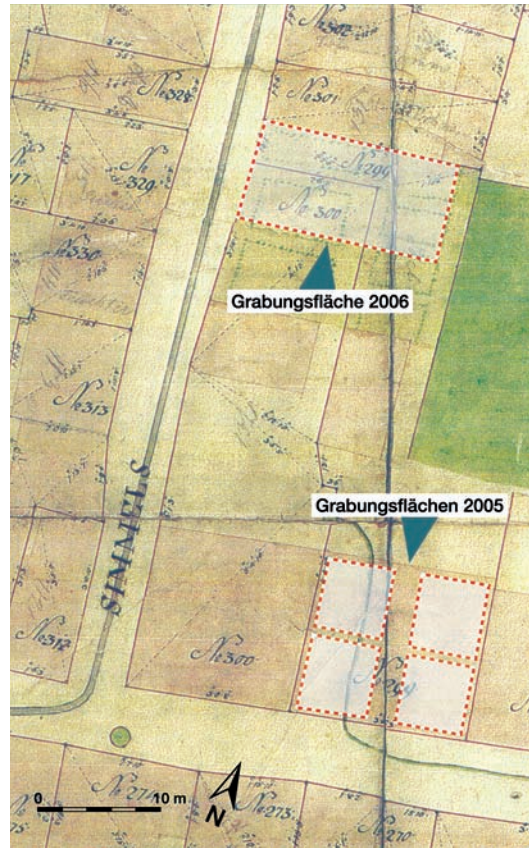
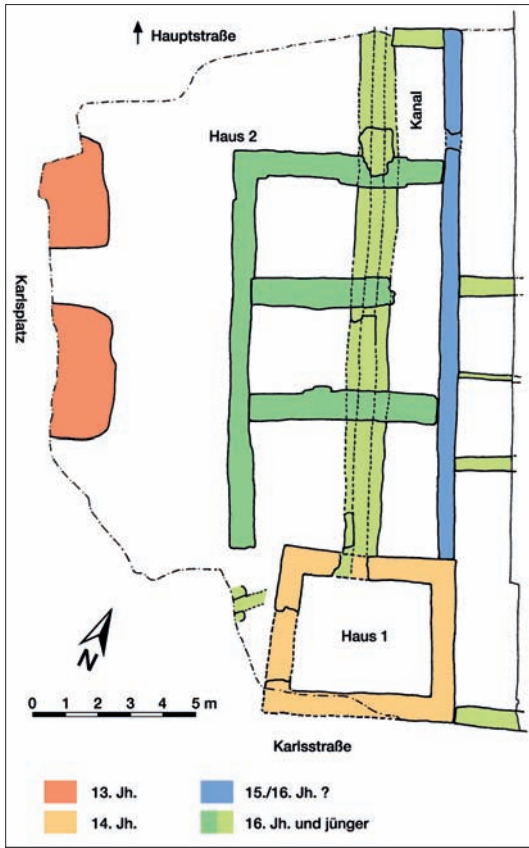
Nach dessen Zerstörung durch Feuer wurde in die Brandschicht eine Nord-Süd verlaufende Mauer eingetieft, die das Areal in zwei Bereiche teilte. Insbesondere das vermutliche Silo mit Darre sowie dem Fachwerkbau zuweisbare, stark phosphathaltige Laufsichten verleihen den vorstädtischen Befunden eine stärkere landwirtschaftliche Prägung als dem seinerzeit in der Universität aufgedeckten Siedlungsbereich. Gleichzeitig deuten die durch die Ofenkeramik zu erschließende Innenausstattung der nahe gelegenen Wohnbauten oder Funde wie der beinerne Abzugbügel einer Armbrust auf ein gehobenes soziales Niveau der Bewohner hin. Dies lässt vermuten, dass hier lediglich die Nebengebäude einer größeren Hofanlage erfasst worden sind.

Die Aufgabe des Siedlungsareals steht im Zusammenhang mit dem Ausbau der Gründungsstadt, d. h. der heutigen Altstadt (Abb. 1,2). Sie wird im archäologischen Befund nämlich durch eine mächtige mehrphasige Schüttung markiert, bei der es sich offensichtlich um den Aushub des nahe gelegenen Stadtgrabens handelt. Die Funde der untersten Schichten datieren diesen Vorgang in das 13. Jahrhundert.

Mit der nachfolgenden Errichtung einer hangaufwärts führenden Mauer, die den Schlossberg als eigenen Rechtsbereich abgrenzte, war im Wesentlichen jene topografische Situation geschaffen, wie sie sich auf einem Blatt des Kurpfälzischen Skizzenbuchs (Abb. 3) dargestellt findet.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, vertieft auf die eingangs von W. Seidenspinner angesprochene Diskussion zwischen Historikern und Archäologen um den Entstehungszeitpunkt der Gründungsstadt (2. Hälfte 12. Jh. bzw. 1170/1180 gegen 1. Hälfte 13. Jh. bzw. 1217/1225) einzugehen. Es sei aber angemerkt, dass angesichts der drei Bauphasen zwischen dem Siedlungsbeginn um 1200 und der Überdeckung durch den Stadtgrabenaushub die Nutzung des Areals in der Grabengasse sicher nicht allzu früh im 13. Jahrhun-





4 Heidelberg, Hauptstraße 216 (Karlsplatz). Schematisierter Phasenplan der wichtigsten Siedlungs- und Baubefunde.

5 Heidelberg. Ausschnitt aus dem Lagerbuchplan von 1770 mit Eintrag der archäologischen Untersuchungsflächen im Palais Nebel und im rückwärtigen Gartenbereich an der Semmelsgasse.

dert abbrach, womit ein Fortdauern über die in der jüngeren archäologischen Forschung postulierte Stadtgründung durch die Wittelsbacher (1217/1225) hinaus durchaus möglich erscheint. Ohne diesen Ansätzen grundsätzlich zu widersprechen, sei jedoch davor gewarnt, die bislang zur Ablösung präurbaner und städtischer Strukturen festgestellten Befunde schematisch auf das gesamte Stadtgebiet zu übertragen und eine zeitliche Überschneidung dieser Entwicklungsphasen auszuschließen. Man tut sicher besser daran, die bekannten Befunde als räumlich beschränkten

Niederschlag baulicher Entwicklungen und nicht als Beleg einer „punktgenauen“ Ablösung der Siedlungsstrukturen zu betrachten.

### Die Gründungstadt: von den bescheidenen Anfängen bis zu Merian

Die Möglichkeit zur „Gegenprobe“, d. h. wie es sich denn mit dem Siedlungsbeginn im Bereich der Gründungstadt verhält, ergab sich über die Jahre bei einer Reihe kleinerer Grabungen in der Heidelberger Altstadt, so in einer 2005 am östli-

6 Heidelberg, Semmelsgasse. Versuch einer Phasengliederung der archäologischen Befunde im Nordbereich der Nebel'schen Gärten.



chen Ende des Karlsplatzes (Abb. 1,e) untersuchten Fläche. Hier, im Umfeld des ehemaligen Franziskanerklosters (Abb. Seidenspinner), belegen Grubenbefunde eine Nutzung bereits im 13. Jahrhundert (Abb. 4). Deren Ausrichtung legt schon für diese Zeit die Existenz des heute noch bestehenden Parzellenrasters nahe, doch erst für das 14. Jahrhundert ergeben sich in Gestalt eines annähernd quadratischen Hauses von rund 5,5 m Seitenlänge Hinweise auf eine Steinbebauung entlang der Karlsstraße. Frühneuzeitliche Haus- und Parzellenmauern kennzeichnen die Entwicklung hin zur verdichteten Bebauung, wie sie uns in diesem Bereich dann auf den Ansichten Merians entgegnet. Die räumliche Struktur der Gründungsstadt war schon von Anfang an angelegt, doch dauerte es Jahrhunderte, den vorgegebenen Rahmen auch baulich auszufüllen.

Ähnlich bescheiden wie am Karlsplatz stellten sich die Befunde aus den Frühphasen der Gründungsstadt im Bereich des 2002 untersuchten Rathaus-Innenhofs dar (Abb. 1,b). Die dort als frühester Siedlungsnachweis erfasste Kulturschicht enthielt Scherben der jüngeren Drehscheibenware des frühen 13. Jahrhunderts. Unter dem Inventar einiger etwas jüngerer Gruben fielen zahlreiche, wahrscheinlich als Schlachtab-

fälle anzusprechende Ziegenhörner auf. In den ersten Jahrzehnten der Gründungsphase muss man sich also bestimmte Bereiche im Herzen der Stadt locker bebaut und nur extensiv genutzt vorstellen.

Eine städtischer geprägte Siedlungsentwicklung offenbarte sich dagegen bei den Grabungen auf den Grundstücken des Palais Nebel im Winkel Heiligeiststraße/Semmelsgasse (Abb. 1,c; 5). Auf dem Stadtpanorama von Merian zeigt sich dieses Areal, wo im späten Mittelalter der Stadthof der Landschad von Steinach lag, dicht bebaut.

Vor allem in dem an der Semmelsgasse gelegenen rückwärtigen Gartenbereich des Palais (Abb. 5) kamen 2006 im Rahmen einer Notbergung Zeugen einer komplexen Bauabfolge vom Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert zutage (Abb. 6), von der hier nur einige wesentliche Aspekte hervorgehoben werden können.

Am Beginn der Nutzung der Parzelle stand ein an die Semmelsgasse grenzendes, nachträglich unterkellertes Haus von rund 5,5 m Breite und 8 m Tiefe. Mangels stratigrafischer Einbindung dieser Baubefunde in fundführende Schichten kann eine Datierung nur analog zu den Resultaten der jüngsten Grabungen am Karlsplatz und im Rathaus in das 13./14. Jahrhundert vorgeschlagen werden.

In einer späteren Bauphase wurde das Haus unter Abriss der östlichen Abschlusswand und Verfüllung des Kellers um mindestens 5 m in die Grundstückstiefe hinein verlängert. Entlang der Südwand fanden sich Fundamentreste einer Treppe zum ersten Obergeschoss; hier lag wohl der Eingang von der Semmelsgasse.

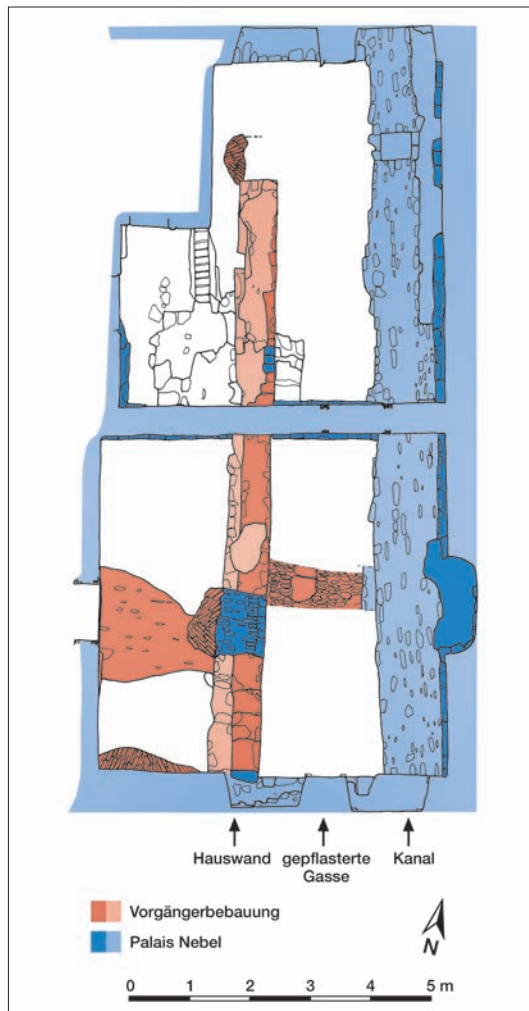
Die folgende Entwicklung zeigt eine wesentliche Vergrößerung durch die Einbeziehung der beidseits angrenzenden Parzellen. Im Süden riss man die Vorgängerbebauung ab und schuf so einen Hof als repräsentativen Eingangsbereich. Von hier aus erfolgte die Erschließung der oberen Stockwerke des Anwesens durch einen mehreckigen Treppenturm (Abb. 7), der in dieser Funktion die einfache Treppe im Gebäudeinneren ablöste. In diesen Baumaßnahmen spiegelt sich die – aufgrund der Gestalt des Treppenturms grob in das 16. Jahrhundert zu datierende – Umgestaltung der kleinteiligen mittelalterlichen Bebauung in einen repräsentativen städtischen Wohnsitz, möglicherweise der Landschad von Steinach.

Mit dem Wiederaufbau nach den Zerstörungen des Orléans'schen Krieges 1693 wurde die dichte Bebauung des Areals 1709 durch ein großzügiges Doppelpalais an der Heiligeiststraße mit anschließendem Gartengelände ersetzt (Abb. 5). Spuren der Vorgängerbebauung des Palais schienen zunächst nur in Gestalt der Keller erhalten geblieben zu sein. Nach Entfernung der Fußböden im Rahmen von Sanierungsarbeiten konnten jedoch im



7 Heidelberg, Semmelsgasse. Fundamente des Treppenturms der Phase 3. Blick nach Süd. (oben)

8 Heidelberg, Heiligeiststraße. Archäologischer Befund im Osttrakt des Palais Nebel. (rechts)





9 Heidelberg, Heiliggeiststraße. Im Osttrakt des Palais Nebels gefundenes Fragment eines Traufgesimses.

Erdgeschoss des Osttrakts in der Flucht des östlichen Kellerabschlusses noch letzte Reste der Außenmauer des Vorgängerbaus aufgedeckt werden (Abb. 8). In ihrer jüngsten Phase wies diese eine Stärke von 0,7–0,8 m auf und war in jeweils rund 3,5 m Abstand von drei Lichtschächten durchbrochen, die ihrerseits mit den drei Jochen des Kellers korrespondieren.

In der Mauerkonstruktion deutete sich eine Mehrphasigkeit des Vorgängerbaus an. Eine wohl zu einem Fachwerkbau gehörige Mauer von 0,5 m Breite war nachträglich auf die oben genannte Stärke verbreitert worden. Wahrscheinlich ging damit eine Ausführung des Baus in Stein einher, was sich – sollten diesem Steingebäude die aus dem Bauschutt geborgenen Reste eines Traufgesimses (Abb. 9) zuzuordnen sein – in das späte 16./frühe 17. Jahrhundert datieren lässt.

Im Gegensatz zum Befund auf dem Karlsplatz stellt sich die bauliche Entwicklung vom 13. bis in das 17. Jahrhundert im Bereich Heiliggeiststraße/Semmelsgasse nicht nur als eine bloße Verdichtung, sondern als eine – allerdings nicht auf beiden Parzellen exakt im zeitlichen Gleichklang verlaufende – qualitative Aufwertung des Baubestands dar.

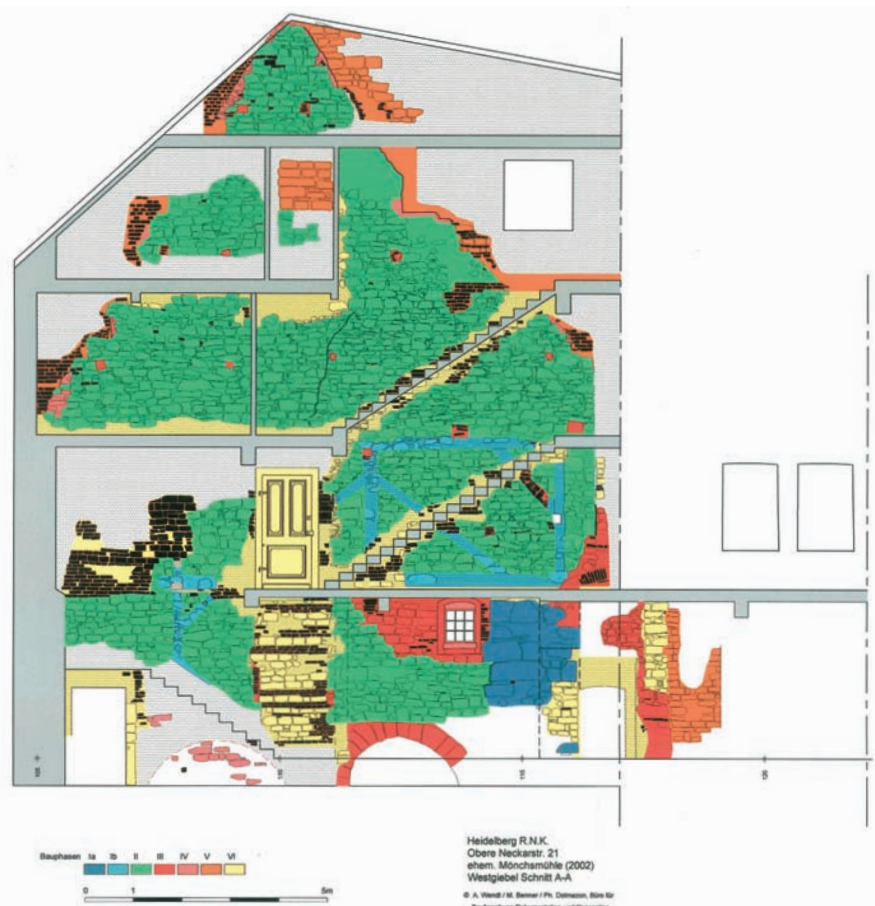
Zum Abschluss sei anhand der Mönchsmühle in der Oberen Neckarstraße (S. 3, Abb. 1) noch eines der wenigen Beispiele erwähnt, wo sich solche baulichen Veränderungen nicht nur im archäologischen Befund, sondern auch im Baubestand nachvollziehen lassen.

In den Giebelwänden der einst dem Kloster Schönau gehörenden Mühle trat nach Abschlagen des Putzes in einem nicht erwarteten Ausmaß Substanz des mehrfach von Merian dargestellten spätgotischen Baus aus dem 16. Jahrhundert zutage (Abb. 10, Phase 1b; 12). Darüber hinaus hatte sich im Westgiebel das Fachwerkgerüst eines Vorgängerbaus abgedrückt (Abb. 10, Phase 2). Die sich dort abzeichnenden Wandständer korrespondieren in ihrer Flucht mit bei archäologischen Grabungen im Inneren der Mühle entdeckten Punktfundamenten. Sowohl die typologischen Merk-

male des Fachwerkbaus als auch die stratigrafische Einbindung der Punktfundamente datieren dieses erste Mühlengebäude in das frühe 14. Jahrhundert. Das dürfte der Bau sein, den man – kurz vor seiner spätgotischen Umgestaltung – bei Sebastian Münster (Abb. 11) dargestellt sieht.

Schon anhand dieser kleinen Auswahl der in Heidelberg zahlreich durchgeführten archäologischen Grabungen wird deutlich, dass das „Mittelalterliche“, das wir in den Ansichten Merians wahrzunehmen glauben, das Resultat einer jahrhundertelangen, teils gar mit räumlichen Verlagerungen verbundenen baulichen und siedlungsgeschichtlichen Entwicklung ist, die ihren vorläufigen Endpunkt in den Zerstörungen des Orléans'schen Krieges fand.

10 Heidelberg, Mönchsmühle, Westgiebel. Bestandsdokumentation der Innenseite mit Antrag der Bauphasen. Angefertigt vom Büro für Bauforschung, Dokumentation und Konzeption, Heidelberg (A. Wendt/ M. Benner/ Ph. Dolmazon).





11 Sebastian Münster, Ansicht der Stadt Heidelberg von Norden. Ausschnitt des Holzschnitts von 1545, erschienen 1550 in der *Cosmographia*. Als Entstehungszeit für die Vorzeichnung sind die Jahre 1540–43 anzunehmen.

12 Matthaeus Merian, Blick von Osten auf die Neckarfront Heidelbergs. Ausschnitt einer Radierung um 1620, verlegt bei Peter Aubry, Strasbourg. Im Gegensatz zu dem vergleichsweise flachen Bau auf der Münster'schen Abbildung ist die Mönchsmühle nun mit eng gestuften Giebelstufen und längerer Giebelschräge zur Südraufe dargestellt.

## Archäologie und das kollektive Gedächtnis

Damit wäre nun eigentlich die Überleitung zu Hermann Dirufs Beitrag über das gebaute Heidelberg geschaffen, doch sei zuvor noch mit einigen Sätzen das Verhältnis zwischen dieser auf archäologischem Wege generierten Vergangenheit und dem kollektiven Gedächtnis beleuchtet. Dies lässt sich an einem Beispiel aus dem regionalen Umfeld Heidelbergs treffend illustrieren. In Bruchsal fand 2008 südlich der Stadtkirche eine archäologische Ausgrabung in einem bis zu den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg dicht bebauten Quartier statt. Auf der so entstandenen innerstädtischen Brache wurde nach dem Krieg der Wochenmarkt abgehalten. Platz und Nutzung verbanden sich in der kollektiven Erinnerung, sodass dieser Bereich nach dem Umzug des Marktes in jüngerer Zeit die – indes nie offiziell eingeführte – Bezeichnung „Alter Marktplatz“ erhielt. Der Markt findet heute – fast eine Ironie der Geschichte – genau dort statt, wo jemand mit Kenntnis mittelalterlicher Stadtstruktur ihn verorten würde: auf der platzartig erweiterten Hauptstraße vor dem Rathaus. Doch dieses Wissen ist ein akademisches, und all die Jahrhunderte, an denen der Markt dort stattfand, schlagen sich nicht in der nur einige Jahrzehnte zurückreichenden kollektiven Erinnerung nieder.

Eingang in das kollektive Bewusstsein findet „archäologische Vergangenheit“ eigentlich nur im Moment der Ausgrabung, wenn der offen daliegende Befund das Interesse an der eigenen städ-

tischen Vergangenheit weckt oder darüber hinaus gar in den Fokus bürgerschaftlichen Engagements rückt. Die eigene Erfahrung hat indes gezeigt, dass dies vornehmlich ein Phänomen in Städten mit einer reichen Vergangenheit, aber durch Krieg und/oder Wiederaufbau beeinträchtigtem historischem Gesicht ist. Doch selbst wenn sie, wie im Falle von Heidelberg, nicht unmittelbar wahrgenommen wird, ist die als archäologische Befund und im Baubestand überlieferte Vergangenheit als physische Grundlage untrennbar mit dem Erinnerungsort im Sinne W. Seidenspinners verbunden, ohne die sich dieser Ort letztlich problemlos auch in einem Freizeitpark auf der grünen Wiese nachbauen ließe.

## Literatur

Folke Damminger: Archäologische Beobachtungen zur mittelalterlichen Stadtentstehung und -entwicklung in der rechtsrheinischen Kurpfalz und in Nordbaden. In: *Stratigraphie und Gefüge. Festschrift Hartmut Schäfer. Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*, Bd. 28, Stuttgart 2008, S. 81–85.

Wolfgang Seidenspinner/Manfred Benner: Heidelberg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 32, Esslingen am Neckar 2006.

**Dr. Folke Damminger**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 25 – Denkmalpflege

# Heidelberga aedificata

## Einblicke in die baugeschichtliche Dimension der Stadtgeschichte

*Zwei Epochen prägen bis heute das Bild der Heidelberger Altstadt: zum einen die wieder aufgebaute barocke Stadt des 18. Jahrhunderts, zum anderen die Stadtbaukunst der Gründerzeit in der zweiten Hälfte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Ihre Entwicklung und ihre Qualitäten werden im folgenden Text geschildert. Betroffen sind Kernaltstadt, Vorstadt und Schlossberg, also der Bereich, der zur Eintragung in die Weltkulturerbeliste vorgeschlagen war.*

Hermann Diruf

### Die Zerstörung Heidelbergs

Die dramatischen Ereignisse der Stadtzerstörung in den Jahren 1689 und 1693 sind in Bild und Text vielfach illustriert und anschaulich beschrieben worden. Die Schilderungen gehen auch einher mit der besonderen Hervorhebung der Örtlichkeit und der guten Luft des Neckartals, gerühmt werden das kurfürstliche Schloss mit seinem Garten und die außerordentliche Schönheit vieler geistlicher und weltlicher Bauten, die dem Stadtbild vor der Katastrophe besonderen Glanz verliehen. Dieses untergegangene Bild Heidelbergs Ende des 17. Jahrhunderts ist am eindrucksvollsten auf dem Panorama von Matthaeus Merian zu erkennen (Abb. 1, S. 3, Seidenspinner). Der Kupferstich von 1620 zeigt im Anschluss an eine dunkel gehaltene Vorderzone eine in Licht und Schatten getauchte, heitere und lebendige Stadt am Fluss. In seiner Bedeutung unübersehbar liegt über der



Stadt das fürstliche Schloss mit seinen nicht ganz fertiggestellten Gartenanlagen. Von einem leicht erhöhten Standort schweift der Blick über den Fluss auf Schloss und Stadt, die sich zu Füßen der bewaldeten Anhöhen des Königstuhls hinzieht. Rechts gleitet der Blick in das ferne Rheintal. Nicht zuletzt auch durch die Bewohner, die ihren alltäglichen Tätigkeiten nachgehen, ergibt sich der Eindruck des Friedvollen.

Der besondere Stellenwert der Ansicht zeichnet sich durch die topografisch gewissenhaft erfasste reiche Palette der wichtigsten Gebäude aus. In einer Legende mit über 30 Objekten werden neben den zahlreichen Bauten des Hofes – allen voran das Schloss – die wichtigsten Kirchen, Klöster und Stifte benannt. Nicht unerwähnt bleiben einige Tore und Türme des mittelalterlichen Befestigungsringes.

Der Mauer als Sinnbild und Bildzeichen der „civitas“ kommt somit eine besondere Aufmerksamkeit zu. Keine Erwähnung finden allerdings zahlreiche Adelspaläste und klösterliche Stadthöfe und – es versteht sich fast von selbst – die Menge der zahllosen Wohnbauten in den dichten Quartieren der Kernstadt und Vorstadt.

Obwohl einzelne Schilderungen von einer düsteren Ruinenlandschaft zeugen und behaupten, Stadt und Schloss seien „zu einem erbärmlichen Steinhaufen“ geworden, war Heidelberg nicht der totalen Vernichtung anheimgefallen. So war das Schloss mit seinen ausgebrannten Saalbauten übrig geblieben, darunter der „Gläserne Saalbau“, der Ottheinrichs- und Friedrichsbau und die Schlosskirche, aber auch gesprengte Kanonentürme und umfangreiche Wehranlagen waren noch vorhanden. Erhalten geblieben waren auch Kirchen und Klöster als Steinbauten mit ausgebrannten Dachstühlen und Turmhelmen wie Peters-, Heiliggeist- und Providenzkirche, die dann beim Wiederaufbau barocke Dach- (oft



1 Wohnhaus mit Steinstock 16. Jh., 1698 wieder auf- und ausgebaut.



2 Plan zum Schlossberg-Viadukt von J. J. Führer von 1719.

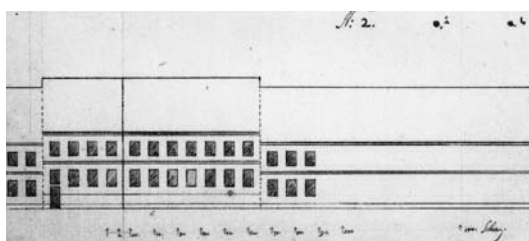
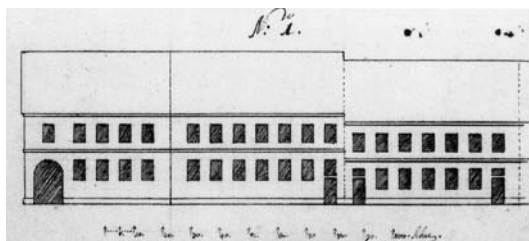
3 Wiederaufbauplan der Heidelberger Altstadt um 1700.

Mansarddächer) und entsprechende Turmaufbauten erhielten.

Darüber hinaus hatten einige Steinbauten wie das Haus „Zu dem Ritter, St. Georg“ des reichen Tuchhändlers Charles Belier vom Ende des 16. Jahrhunderts (1592) den Feuersturm überlebt, ebenso, in Resten, der Stadthof der Wormser Bischöfe in der Vorstadt. Erheblich beschädigt wurde hingegen die mittelalterliche, mit Rundtürmen bestückte Anlage von Marstall und Zeughaus am Neckar. Später ging der Marstallbau gänzlich verloren.

Kein guter Stern stand über den Heidelberger Klosteranlagen. Der Konvent der Augustiner, das älteste Kloster der Stadt an der Südwestecke der Kernstadt, wurde 1693 zerstört, eingeebnet und als Gelände dem neuen Universitätsplatz zugeschlagen. Einige Klöster wie das der Franziskaner auf dem heutigen Karlsplatz oder der Dominikaner in der Vorstadt an der Hauptstraße und Brunnergasse überlebten zwar das Inferno, sie fielen aber später Abbruchwellen, vor allem während der Säkularisation Anfang des 19. Jahrhunderts, zum Opfer.

Die Menge der Wohnbauten, oft in Fachwerk ausgeführt, hatte in den engen Altstadtquartieren keine Chancen. Von ihnen erhalten geblieben sind vor allem zahllose gemauerte, oft gewölbte Kelleranlagen, aber auch massive Erdgeschosse oder Steintreppen, die im Wiederaufbau Verwendung fanden (Abb. 1).



4 Modellhäuser in Dur-lach von Thomas Lefebre, 1703.



## Der Wiederaufbau

Von allen drei Kurfürsten, die am Wiederaufbau und der weiteren Entwicklung der Stadt beteiligt waren, hat Johann Wilhelm aus der jüngeren Neuburger Linie der Wittelsbacher den größten Anteil. Als Herzog von Jülich und Berg verbrachte er die meiste Zeit seines Lebens auf seinem Düsseldorf Schloss. Düsseldorf war seine Geburtsstadt (1658), hier wurde er 1716 in der Dominikanerkirche St. Andreas begraben. Durch die umfangreiche Bautätigkeit des Kurfürsten – zu nennen sind hier die kurfürstliche Galerie und spätere Kunstakademie in Düsseldorf sowie Schloss Bensberg – band er zahlreiche Künstler, Baumeister, Architekten und Handwerker an seinen Düsseldorf Hof. Viele von ihnen setzte er auch für Heidelberg ein, allen voran den Ingenieur und Architekten J. Flemalle sowie die italienischen Architekten Matteo Alberti aus Venedig und Domenico Martinelli aus Lucca, der sich lange Zeit in Wien aufgehalten hatte.

Nicht ohne beträchtliches Eigeninteresse trieb Johann Wilhelm bereits nach der ersten Zerstörung 1689 den Wiederaufbau seines kurfürstlichen Schlosses energisch voran. Der Kurfürst, der von 1698 bis 1704 jährlich seine Pfalz besuchte, war aufgrund der Schäden am Schloss gezwungen, mit Frau und Hoftruss im nahe gelegenen Weinheim zu logieren. Nach der zweiten Zerstörung von 1693, die wesentlich verheerender ausfiel, zogen sich die Wiederaufbauarbeiten über den Frieden von Rijswijk 1697 hinaus hin. Aber bereits 1702 wird berichtet, dass Friedrichs-, Gläserner Saal- und Ottheinrichsbau wieder bewohnt werden konnten.

## Planungen für ein neues Heidelberg

Bei diesem Wiederaufbauprojekt blieb die Westseite der alten Schlossanlage mit Stückgarten und Englischem Bau unberücksichtigt, denn man hatte offenbar mit dem großen Schlossprojekt auf der Gemarkung Bergheim und späteren Weststadt zwischen Heidelberg und Schwetzingen hochfliegende Pläne ins Auge gefasst. Um-

fangreiche Abbrüche und Neubauprojekte sollten auf dem Schlossberg einen neuen Anfang signalisieren.

In diesem Zusammenhang muss der Entwurf einer Auffahrtsallee von Domenico Martinelli, einer „Strada montana“, mit aufsteigenden Arkaden betrachtet werden, die – sofern realisiert – mit Sicherheit eine imposante Kulisse abgegeben hätte (Abb. 2). Stadt und Schloss sollten so bequemer verbunden und in einen bis dahin fehlenden organischen Bezug gebracht werden. Alle früheren Versuche, den steilen Schlossbergweg zu ebnen und zu verbreitern, waren an den hohen Baukosten und Entschädigungssummen für die Grundstückseigentümer gescheitert. Dass das enge Heidelberger Schloss mit den ehrgeizigen politischen Ambitionen und den Repräsentationsbedürfnissen des barocken Kurfürsten nicht in Einklang zu bringen war, steht außer Frage.

So nimmt es nicht wunder, dass der Kurfürst seinen mit viel Erfahrung ausgestatteten Hofarchitekten Matteo Alberti 1699 für sein neues Schlossprojekt beauftragte. Die gewaltige Anlage, die zwischen Heidelberg und Schwetzingen zu liegen kommen sollte, hätte alles bis dahin Bekannte an Residenzen am Oberrhein und weit darüber hinaus in den Schatten gestellt. Man wollte sich mit Versailles messen, das zu dieser Zeit fast immer als Vorbild solch ambitionierter Unternehmungen diente. Man kann das Projekt auch als Demonstration glückhafter Regierung – wie es die Staatstheorien forderten – geradezu einem Zwang gleichkam, dem sich die europäischen Fürsten im 18. Jahrhundert auch in Zeiten bitterster Not nicht entziehen konnten. Dafür, dass Verschwendung zum Stilmerkmal des Barock gehörte, ist Heidelberg ein beredtes Beispiel, selbst wenn die utopische Planung schließlich nicht realisiert wurde.

Inwieweit der Kurfürst mit dem nicht ausgeführten Schlossprojekt auch Vorstellungen einer „Idealstadt“ mit rechtwinkligen Straßenzügen, Plätzen und viereckigen Baublöcken verfolgt hat, lässt sich nicht eindeutig klären. Jedes dieser Projekte scheiterte am Widerstand der Heidelberger



5 „Modellhaus“ in der Ingrimstraße, nach 1700.

Bevölkerung, die ein solches Vorhaben als weitere Zerstörung ihrer Stadt empfinden musste. Das Unternehmen hätte die überlieferte Struktur der Kernstadt grundsätzlich zunichte gemacht.

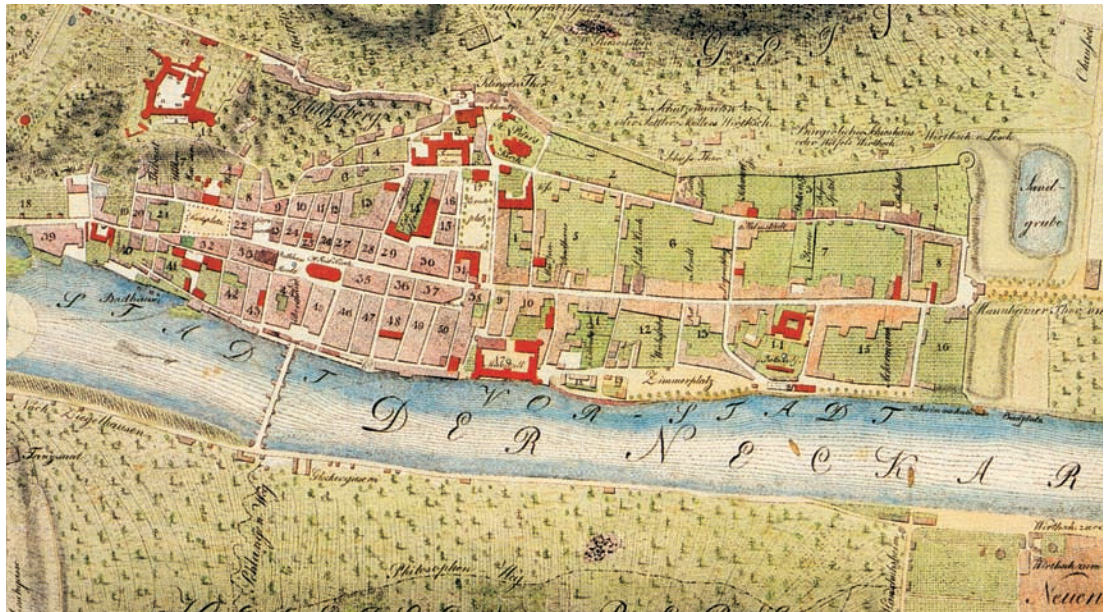
Und doch kamen in Heidelberg im Zuge der neuen Schlossplanung einige Veränderungen zustande. Bereits 1696/97 begann man mit Vermessungsarbeiten am ausgebrannten Schloss und in der zerstörten Altstadt. Erst im Jahre 1699 wurde eine Baubehörde eingerichtet, die das gesamte Baugeschehen überwachen, beraten und leiten sollte. Als Werkmeister und späteren Leiter berief man Johann Adam Breunig, der mit großen Einzelobjekten wie der „Alten Aula“, der Jesuitenkirche und dem Kolleg sowie mehreren Adelspalästen noch von sich reden machte.

Der Plan zur Regulierung der Heidelberger Kernstadt wird dem italienischen Architekten Domenico Martinelli zugeschrieben, der sich 1699 in Heidelberg aufgehalten haben soll (Abb. 3). Ausgangspunkt seiner planerischen Überlegungen war die weitgehende Auflösung der vorhandenen mittelalterlichen Straßenführung. An eine Aufteilung nach einem strengen Regelmäß war hier allerdings nicht zu denken. Neben dem erwähnten Widerstand der Bevölkerung hätte dies



6 Stadtpanorama von Süden um 1760 von P. F. de Walpergen, Vorstadt (Ausschnitt).

7a Plan der Stadt Heidelberg von F. L. Hoffmeister um 1820.



den endgültigen Verlust von zahlreichen erhaltenen Steintreppen, Kellern und Mauern bedeutet, die vielfach dann doch in die neue Modellhausbebauung integriert wurden. Mit Ausnahme der abknickenden Hauptstraßenführung in Ost-West-Richtung suchte der Architekt vor allem die Straßen zu begradigen und zu erweitern. Hierfür tilgte man jede Krümmung und ersetzte sie – wenn möglich – durch eine Staffelung der Häuserzeilen. Wie das barocke Stadtbild zeigt, wurde diese Planung auch weitgehend umgesetzt. So entstanden Bauflächen von unterschiedlicher Größe und Form, die mit Modellhäusern überbaut werden sollten. An Stelle von giebelständigen, individuell gestalteten Baukörpern mit unterschiedlich hohen Dächern, Wohngeschossen und verwinkelten Innenhöfen trat nun eine traufständige Bebauung mit genauen Fluchtlinien und einheitlichen Dachzonen. Der Wohnhausbau erhielt somit eine Reglementierung, die schließlich in strenge Modellbauverordnungen mündete, um dem Ganzen den Stempel einer Einheitlichkeit aufzudrücken. Um einen unplanmäßigen Wiederaufbau – wie einzelne Beispiele zeigen – zu verhindern, wurden die Bürger in Heidelberg gehalten, nach einem „gewissen Modell“ zu bauen. Der Wortlaut der Verordnung ist bis heute nicht bekannt.

Doch ein Blick auf die badische Markgrafschaft lässt die neuen Gestaltungsvorstellungen klar zutage treten. So gibt die Markgräfliche Stadt Durlach, die 1689, also zeitgleich mit Heidelberg, niedergebrannt und Ende des 17. und im Lauf des 18. Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde, wertvolle Anhaltspunkte. Im umfangreichen Bericht zum Wiederaufbau von 1698 über die „Modellen oder Häußlin“ wird in sieben Abschnitten ein dichtes Bauprogramm benannt, das Anzahl und Höhe der Geschosse, Dach- und Traufenaus-

bildung, Belichtung und Entwässerung der Höfe, um nur Einiges zu nennen, regelt. Den größten Raum nimmt die Gestaltung der Straßenfassaden mit Fenstern, Türen und Toren ein (Abb. 4). Erwähnt werden auch die erhaltenen Keller und deren Integrierung in den Modellhausbau, was man unter anderem durch hohe Sockelgeschosse zu lösen versuchte. Verbindliche Grundlage für eine einheitliche Messung war der Werkschuh, der als eisernes Richtmaß in den Ämtern ausgelegt wurde. An Stelle traditioneller Fachwerkbauweise sollten verputzte Steinbauten entstehen, was in Heidelberg auch überwiegend eingehalten wurde. Wie der Häuserbestand in der Altstadt zeigt, wurden zwei- oder dreigeschossige Modellhäuser unterschiedlicher Größe gebaut, die vielfach später überformt und erhöht wurden. An vereinzelten Beispielen lassen sich im Erdgeschoss sogar noch die Öffnungen für Handwerksbetriebe und Verkaufsläden zeigen. Zum Repertoire der Fassadengestaltung gehören rustizierte Hausecken, ein kräftig vorspringendes Traufgesims und geohrte Steingewände für Fenster und Türen mit Oberlichtern. Als Abschluss wählte man das Mansarddach, oft in der Mitte mit einem Zwerchhaus akzentuiert (Abb. 5).

### Bauboom in der Kaiserzeit

Mit der Gründerzeit folgt in Heidelberg eine Phase neuzeitlicher Stadtentwicklung. Während sich mit der Gründung des Großherzogtums Baden 1806 Karlsruhe zum politischen und kulturellen, Mannheim zum wirtschaftlichen Zentrum des Großherzogtums aufschwung, spielte Heidelberg politisch kaum eine Rolle. Als Wallfahrtsort der Romantik-Begeisterung und einer sich entwickelnden Tourismusindustrie machte sich die Stadt mit der neu organisierten Ruprecht-Karls-





Universität im 19. Jahrhundert als geistige Metropole einen Namen. Vor dem Hintergrund einer zunehmenden technischen Entwicklung und Industrialisierung, aber auch im Zuge der damit einhergehenden Landflucht sowie des medizinischen Fortschritts stieg die Bevölkerung in den großen Städten des Großherzogtums wie Karlsruhe und Mannheim sprunghaft an. Diese rasante Entwicklung ging auch an Heidelberg nicht vorbei. Mit dem Bau des Bahnhofs und der Eröffnung der Bahnlinien 1838–40 begann eine Expansion, die sich bis heute in die Rheinebene fortsetzt. Damit verbunden waren die Etablierung eines Hotelgewerbes in Bahnhofsnähe und in der Vorstadt, die Ansiedlung bescheidener Industrieanlagen in Bergheim und die planmäßige Parzellierung des Geländes zwischen Bahnhof und Rohrbach in den Jahren 1866–1877 für das gründerzeitliche Weststadtquartier.

Mit den vorhandenen Strukturen in der barocken Kernaltstadt war der große Bedarf an Wohn- und Geschäftsräumen nicht mehr abzudecken. So wurde die Vorstadt zwischen Universitäts- und Bismarckplatz vor allem für die Geschäftswelt zu einem begehrten Quartier. Ausreichender Baugrund war zu dieser Zeit lediglich hier verfügbar, da sich im 18. Jahrhundert eine völlig andere städtebauliche Struktur herausgebildet hatte. Die Vorstadt war geprägt von weiträumigen Gärten und agrarisch genutzten Freiflächen. Neben einer lockeren barocken Wohnbebauung prägten Kirchen, Klöster und Adelspaläste das Bild an den Hauptverkehrsstraßen. Das Stadtpanorama von Peter de Walpergen um 1760 zeigt in anschaulicher Weise diese Situation (Abb. 6). Unbebaute Flächen zwischen westlicher Hauptstraße und Plöck sowie Lücken in den Straßenfluchten luden geradezu zu einer Nachverdichtung ein. Gesetze zur Gewerbefreiheit von 1862 mögen diese ra-

sante Entwicklung begünstigt haben. Ein Vergleich der Stadtpläne von 1820 bis um 1900 macht diesen Prozess überdeutlich (Abb. 7a + 7b). So gaben nach der Mitte des Jahrhunderts neue und große Wohn- und Ladenhäuser an der westlichen Hauptstraße, Torfahrtgebäude und repräsentative Mietshauszeilen in den Quer- und Parallelstraßen den Ton an. War anfangs noch der sparsame nüchterne Putzbau des späten Klassizismus bestimmend, so kamen im letzten Viertel des Jahrhunderts aufwendige Fassadenprospekte mit einer reichen Natur- und Kunststeingliederung zum Zuge. Als Beispiel großstädtischen Anspruchs für ein gehobenes Bürgertum mag das Quartier auf dem ehemaligen Areal des Herrgartens, der heutigen Landfriedstraße, um 1900 stehen. Bis in unsere Tage hat die in Material und Gliederung reich gestaltete Anlage ihre Ausstrahlung nicht verloren (Abb. 8).

Mit der städtebaulichen Verdichtung wuchs auch der Bedarf an öffentlichen Bauten im Bereich von Verwaltung und Justiz, aber auch von Kultur, Kunst und Bildung. Während das Großherzoglich-badische Amtsgerichtsgebäude 1847–49 von Ludwig Lendorff im Rundbogenstil noch an der Seminarstraße im Jesuitenviertel einen städtebaulichen Akzent setzte, wurde der Neubau des Stadttheaters 1853 in die Vorstadt, die heutige Theaterstraße, verlagert. Doch zu den herausragenden Großbauten um 1900 müssen auch die Stadthalle am Neckar und die Universitätsbibliothek an der Grabenstraße gezählt werden. Beide Bauten gehören zu den besten Schöpfungen der späten Gründerzeit. Während Josef Durm in seine Fassadenkompositionen der Bibliothek Jugendstileinflüsse integrierte, entfaltete sich die neue Stilrichtung in der Stadthalle auch im Inneren. Mit der zunehmenden städtebaulichen Verdichtung in der Altstadt suchten sowohl das gehob-

*7b Plan der Stadt Heidelberg von 1899 (zur besseren Vergleichbarkeit mit Abb. 7a gedreht).*



8 Gründerzeitliche Wohn- und Ladenhäuser in der Hauptstraße, Foto um 1920.

9 Corpshaus Vandalia von 1891/92.



bene Bürgertum als auch studentische Verbindungen nach attraktiven Grundstücken in direkter Nähe. Wollte man nicht in einen der Stadtteile über dem Neckar ausweichen, bot sich nur die Möglichkeit, auf dem Schlossberg zu bauen. Für die erforderliche Erschließung der Grundstücke wurde die „Neue Schloßstraße“ in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts in vier Schleifen bis auf Schloßhöhe gebaut. Das technisch aufwendige Unternehmen konnte aufgrund einer privaten Stiftung in den Jahren 1875/76 verwirklicht werden. Reich gegliederte hohe Böschungsmauern, Blendarkaden, Portale und Aufgänge zu den Grundstücken in rotem Sandstein prägen das Bild. Neben repräsentativen und reich ausgestatteten Privatvillen entstanden vor allem Verbindungshäuser von oft enormen Ausmaßen, die dem Bild der alten Universitätsstadt eine besondere Note verliehen. Bei vielen dieser Bauten treten Stilformen deutscher Baugeschichte auf, eine Mischung aus romanisch-gotischen und nachmittelalterlichen Elementen, welche die Erinnerung an alte Steinmetz- und Zimmermannskunst wecken. Als markantes Beispiel ist das Corpshaus Vandalia an der Neuen Schloßstraße von Johann Remler in den Jahren 1891/92 zu nennen. Dessen reich gegliederte Anlage mit Turm, Erker und Ecktürmchen knüpft an die Architektur des ausgehenden Mittelalters an. Mit dieser Stilrezeption passte sich Heidelberg der allgemeinen „vaterländischen“ Tendenz im Deutschen Reich an (Abb. 9).

## Literatur

Martin Bachmann: Der barocke Wiederaufbau, Bauhistorische Untersuchungen in der Durlacher Alt-

stadt. In: Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe, Materialien zur Bauforschung und Baugeschichte 12, Mainz 2002.

Arnold Scheuerbrandt: Heidebergs Aufstieg und Niedergang in kurpfälzischer Zeit. In: Elmar Mittler (Hg.) Heidelberg Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996, S. 48–87.

Jörg Gamer: Matteo Alberti. Oberbaudirektor des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, Herzog zu Jülich und Berg etc., Düsseldorf 1978.

Jörg Gamer: Das barocke Heidelberg. Wiederaufbau nach den Zerstörungen 1689 und 1693. In: Der Heidelberger Portländer 3, 1971, S. 11–27.

## Glossar

### Zwerchhaus (Lukarne)

„Zwerch“ ist ein längst vergessenes Synonym für „quer“. Das Zwerchhaus ragt quer und dabei bündig zur Fassade aus der Traufseite eines Daches und ist oft durch einen Ziergiebel pointiert.

### Geohrte Steingewände

„Ohren“ sind die recht anschauliche Bezeichnung für die beiden seitlich überstehenden Teile oder Balken am oberen Abschluss einer Tür- oder Fensterumrahmung („Gewände“).

### Rustizierte Hausecken

Hinter „rustiziert“ steckt lat. „rusticus“, also Bauer und davon abgeleitet einfach und derb. So bezeichnet „Opus rusticum“ einen Quader, dessen Ansichtsfläche unbearbeitet, sozusagen roh ist. Solche Rustizierungen helfen, Ecken oder Sockel zu betonen.

### Dr. Hermann Diruf

Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 25 – Denkmalpflege

# Heidelberga imaginaria

## Einblicke in die mythische Dimension der Stadtgeschichte

*Für die besondere Bedeutung Heidelbergs mag auf bekannte Sehenswürdigkeiten verwiesen werden: auf das Schloss, die alte Neckarbrücke oder den einst als achtetes Weltwunder gefeierten Hortus Palatinus. Daneben mögen auch Aspekte aus der Stadtgeschichte oder die Lage der Stadt genannt werden. Was aber kaum vergessen wird, wenn das Essentielle benannt werden soll, ist der Mythos Heidelberg als gewichtigstes Argument für eine herausgehobene Stellung der Stadt. Aber worin besteht dieser Mythos Heidelberg, den Jahr für Jahr Millionen von Touristen erfahren wollen? Was erzählt er uns? Verleiht er der Stadt auch eine besondere Position in der Weltkultur, kann er als außergewöhnlicher universeller Wert einen Status Heidelbergs als Weltkulturerbe begründen? Überhaupt: Kann ein Mythos Denkmal sein?*

Wolfgang Seidenspinner

Ein Mythos erklärt zunächst als mündliche Erzählung die Existenz und Geschichte der Welt und des Menschen mit dem Handeln von Numina (immaterielle Wirkkräfte der Natur). Er überführt die numinose Unbestimmtheit in die nominale Bestimmtheit und erzählt vom Ungeheuren als dem längst Vergangenen und dem an den Rand der Welt Abgedrängten. Als Mythen der Moderne bzw. des Alltagslebens werden oft unbewusste und kollektive Bedeutungen verstanden, die für eine Gesellschaft wichtige Aufgaben erfüllen.

Dies trifft auch auf den Mythos Heidelberg zu, der seine Überzeugungskraft nicht zuletzt aus seinem Zustand bezieht – wolkig bis nebulös, eine nicht richtig greifbare Objektivierung, die sich wie ein Schleier über die Stadt legt.

### Mythos und Geschichte

Der Mythos eröffnet einen Blick in die Vergangenheit, wie ihn z.B. auch das Gemälde „Heidelberg Castle in the Olden Time“ ermöglicht, in



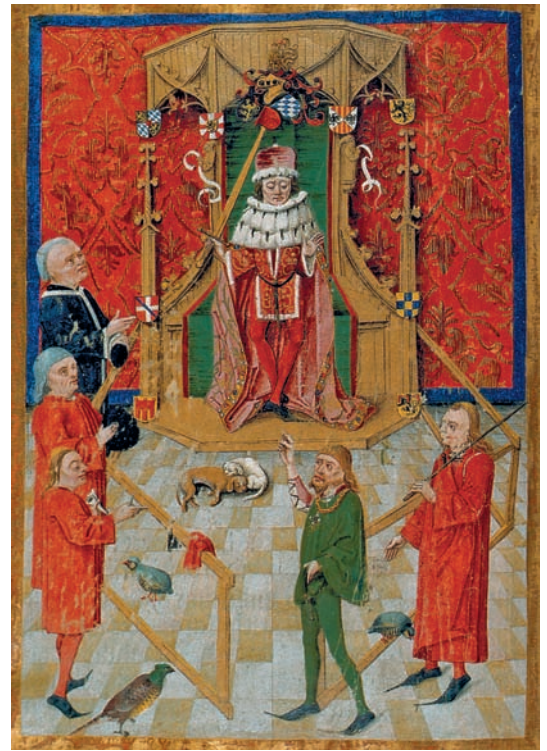
1 William Turner, Heidelberg Castle in the Olden Time, um 1844/45, Öl auf Leinwand, Tate Gallery London. Turners Sicht auf Heidelberg kann als eine mögliche bildliche Darstellung des Mythos Heidelberg gelesen werden.



2 Heidelberg aus der Vogelperspektive von Südwesten. Keilförmig schiebt sich die Stadt in das Neckartal.

3 Lehnrbuch des Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich I. des Siegreichen von 1471, Generallandesarchiv Karlsruhe 67/1057, Bl. 41v. Der Kurfürst empfängt in königsgleicher Majestät den Lehnseid eines Adligen.

dem William Turner um 1844/45 seine Eindrücke von mehreren Heidelberg-Aufenthalten seit 1817 zusammenfasst. Es kann als bildliche Darstellung des Mythos, der Bedeutung Heidelbergs interpretiert werden. „Nie ist Heidelberg großartiger, nie komplexer gesehen worden“, schreibt Jens Christian Jensen. „Sein Heidelberg-Bild ist visionär, als seien Stadt und Schloß am Jüngsten Tag aus Gräbern und Grüften auferstanden“. In dem Historienbild wird die Komposition der Bedeutung Heidelbergs deutlich. Die Lage der Stadt im engen Tal mit dem darüber liegenden Schloß vor der sich öffnenden Ebene, die Geschichte der Stadt, verkörpert vom Kurfürsten im weißen Hermelin und roten Staatsmantel mit Gemahlin in der linken unteren Ecke, Hof haltend vor einer Menschenmenge, die schon auf die Touristenströme verweisen könnte, welche von den Imaginationen, Bildern und Vorstellungen angezogen werden, vom Mythos, dargestellt als Licht, das die materielle Welt durchstrahlt und dessen Energie kraftvoll und magisch das Gegenständliche auflöst. Drei Elemente sind es so, die in Turners Vision die Bedeutung Heidelbergs konstituieren: Geschichte, Topografie und Mythos. Zur Geschichte nur wenige Andeutungen: Heidelberg war Residenz der Pfalzgrafschaft bei Rhein. Die Pfalzgrafen aus dem Haus Wittelsbach, eine der wenigen königsfähigen Familien im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, nahmen als erste der vier weltlichen Kurfürsten eine herausragende Stellung im Reich ein. Als Gründer der Stadt Heidelberg hatten sie im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts einen älteren Burgweiler, der sich unterhalb einer Burg auf der Molkenkur entwickelt hatte,



durch eine planmäßige Stadtanlage ersetzt. Über der Stadt auf dem Jettenbühl errichteten sie eine zweite Burg und bauten sie zum prächtigen Schloß aus. Die Großartigkeit der Anlage zeigt Merians Stadtansicht, die auch den imposanten mittelalterlichen Stadtkörper detailliert darstellt. Die Bedeutung ihrer Residenzstadt konnten die Kurfürsten durch Gründung und Förderung der ältesten Universität auf deutschem Boden steigern. Ihre vor allem auf Hof und Universität basierende Bedeutung verlor die Stadt, als der Kurfürst 1720 die Residenz nach Mannheim verlegte, nachdem Heidelberg im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1693 von Truppen des Sonnenkönigs zerstört worden war (Ludwig XIV. feierte die Zerstörung durch Prägung einer Gedenkmedaille, deren Rückseite die Aufschrift HEIDELBERGA DELETA trug). Auf diesem Ereignis basiert in hohem Maße das materielle Erbe Heidelbergs, sowohl das archäologische (Heidelberg a deleta) als auch das gebaute (Heidelberg a edificata).

### Romantischer Blick und Nationalgedanke

Als Heidelberg um 1800 von den Romantikern entdeckt wurde, war es auch die Topografie, die Lage der Stadt in ihrer natürlichen Umgebung, die Leute wie Achim von Arnim, Clemens Brentano und Joseph von Eichendorff anzog. Heidelberg liegt am Durchbruch des Neckars durch den Odenwaldrand in die Oberrheinebene. Im steil eingeschnittenen, sich zur Ebene öffnenden Flusstal ist die Stadt südlich des Flusses im sich stark verjüngenden Taltrichter keilförmig zwischen Ne-



4 Carl Rottmann, *Das Heidelberger Schloss*, 1815, Aquarell. Der „romantische Blick“ über Schloss und Stadt aus dem engen Tal in die breite und lichtdurchflutete Ebene.

ckar und Königstuhlscholle eingezwängt. Auf einer dem Königstuhl vorgelagerten Höhe, dem Jettenbühl, steht über der Stadt die Schlossruine. An dieser Topografie wurde der so genannte romantische Blick entwickelt. In ihm kulminierte die seit dem 18. Jahrhundert sich verstärkende Naturbegeisterung. Während die Lage der Stadt in ihrer Umgebung von dem Naturwissenschaftler und Dichter Albrecht von Haller 1725 in seinem Tagebuch noch nüchtern als unangenehm festgehalten wurde, beschrieb sie der ebenfalls naturwissenschaftlich versierte Goethe im „Tagebuch der Schweizer Reise von 1797“ als eine ideale. Darin deutet sich schon ein grundlegender Wandel des Wahrnehmungscodes an, die Entwicklung des „landschaftlichen Auges“ (Wilhelm Heinrich Riehl), mit dem fortan Stadt und Natur gesehen wurden. Von romantischen Malern wie Carl Rottmann und Carl Philipp Fohr wurde der Blick verfestigt: Erhöht von den Hängen des Königstuhls schweift er über die Schlossruine und die darunter im engen Tal liegende Stadt hinweg in die sich breit öffnende, lichte Ferne der Rheinebene. Es ist die von Goethe beschriebene Ideal-landschaft, Arkadien, eine utopische Landschaft, heute zum Topos erstarrt. Die Wirkung dieses Blicks von Osten, oft in ausgeprägter Gegenlichtsituation, ist in seiner „Dialektik von Enge und Weite“ jedoch unbestritten. Der in Bild und Wort fixierte Blick kann für die Romantik selbst stehen. Schon in ihm, der idealen Vorstellung von Schloss, Stadt und Landschaft folgend, liegt der Mythos. Mit ihm wurde Heidelberg – Eichendorff fasste es in die oft zitierten Worte – zur romantischen Stadt, zur Stadt der Romantik, zur prächtigen

Romantik selbst, Synonym oder Symbol für Romantik, für die Epoche wie für das Romantische, den bis heute wirksamen romantischen Gedanken. Damit ist der Mythos Heidelberg mehr als Heidelberger Lokalgeschichte, er ist Teil der deutschen Geschichte. Seine Entfaltung gehörte zur Selbstfindung der Deutschen, zu ihrer nationalen Identität. Der Boden, in dem er wurzeln konnte, war die Stadt mit der sich malerisch über ihr erhebenden Schlossruine. Die Romantiker fanden hier eine verschlafene Provinzstadt, nicht mehr die ehemals prächtige, weithin ausstrahlende kurfürstliche Residenzstadt. Auch die Bemühungen des 18. Jahrhunderts um Hebung der Wirtschaft durch Manufakturen waren inzwischen weitgehend Geschichte, und die Universität hatte vor ihrer Reorganisation 1803 durch den neuen badischen Landesherrn einen Tiefpunkt erreicht. Es war auch diese Rückständigkeit, welche die Romantiker anzog, die vermeintliche Unberührtheit von der schon als Entfremdung wahrgenommenen modernen Entwicklung. Überall entdeckten sie im Heute das Gestern, sahen in der Überlieferung den Ursprung, suchten Relikte und Zeugen heroischer Zeiten, einer deutschen Vergangenheit, des Mittelalters vor allem, Bauwerke ebenso wie alte Schriften, Kunst, Bräuche, Lieder usw. Es seien nur die Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ angeführt, herausgegeben von Arnim und Brentano, die untrennbar mit Heidelberg verbunden ist, die altdeutsche Bildersammlung der Brüder Boisserée, die auch Goethe nach Heidelberg lockte, oder die Stadt Heidelberg mit der Schlossruine selbst, wo die große Geschichte, die heroische Vergangenheit, erfahrbar war. Das His-

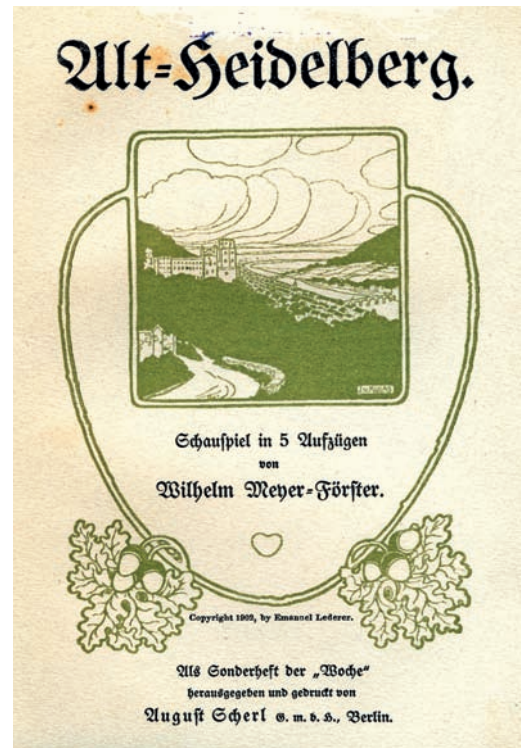


5 Blick auf das Schloss von Westen.

6 „Alt-Heidelberg“ von Wilhelm Meyer-Förster, das meistgespielte Theaterstück der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Auch hier der „romantische Blick“.

torische wurde zum Wert und die romantische Altertümerbegeisterung erhob fast alles Überkommene zum Denkmal. Die Romantiker spürten die unaufhaltsame Entzauberung der Welt und setzten dagegen ihre Kontrapunkte, die Adelnung des einfachen Volks und seiner kulturellen Äußerungen wie die Schöpfung von Sehnsuchtsorten – alles Neuinterpretationen, um die Welt wieder zu verzaubern, ihr die vermisste Tiefe zurückzugeben. Ein so neu interpretierter Sehnsuchtsort wurde Heidelberg, zunächst noch für Deutschland, bald für die Welt. Und für die Stadt lag hier der Beginn jener Überhöhung durch immer neue poetisch-literarische Gestaltungen, Hölderlin, Goethe, Eichendorff und später Mark Twain usw., durch begeisterte dichterische Stellungnahmen und in der Folge durch stete Rezeption und Wiederholung dieser Texte.

Dabei sei nicht übersehen und wird gerade hier deutlich, dass der romantische Gedanke schon früh in die Nähe der Nationalidee rückte und bald von ihr überwuchert wurde. Das Schloss war nicht nur von der Natur zurückeroberte pittoreske Ruine, vielmehr sah man die Ruine als symbolischen Ort der Verwundung und Zerstörung. Zum Bild einer traumatischen Erfahrung verdichtet, wurde sie zum politischen Symbol, zum nationalen Denkmal mit Stoßrichtung gegen den Erbfeind Frankreich, dem man ja auch die Zerstörung anlastete. So wurde Heidelberg nicht nur zur romantischen, sondern zu einer eminent deutschen Stadt. Schließlich war hier ja auch der so genannte Heidelberger Geist zu Hause, der als ein Deutscher Geist verstanden, zelebriert und schließlich im Nationalsozialismus pervertiert wurde.



## Alt-Heidelberg

Auf dieser Basis unter anderem wurde Heidelberg schon im 19. Jahrhundert zur großen Touristenattraktion. Hatten die Reisenden des 18. Jahrhunderts besonders das Große Fass besucht, so wurde die Stadt schon vor 1800 unverzichtbar für eine malerische Rheinreise und zog immer mehr Kunst- und Bildungsbeflissene an; bis in die Gegenwart wurde sie beliebtes Ziel für den Massentourismus, heute mit 3,5 Millionen Besuchern pro Jahr. Dass diese zu großen Teilen aus dem Ausland kommen, besonders aus den USA und Japan, hat nicht nur mit dem Heidelberger Geist, sondern sehr viel auch mit Alt-Heidelberg zu tun. Joseph Viktor von Scheffel hat das im Volksliedton gehaltene, später in den „Trompeter von Säckingen“ eingefügte Gedicht „Alt-Heidelberg, du feine“ 1851/52 im romantischen Geist geschrieben, voll von Sehnsucht nach Heidelberg, nach fröhlicher Jugend und Studentenleben, wobei der Begriff „Alt-Heidelberg“ die Vergangenheit als wichtigen Wert herausstellt.

Scheffels bald vertontes „Alt-Heidelberg“-Thema fand Eingang ins „Allgemeine Deutsche Kommerzbuch“, feierte Ende des 19. Jahrhunderts große Erfolge auf den Theater- und Opernbühnen und kam schließlich als Schlager an. Es wurde deutsches Kulturgut. Den Gipfel der Popularisierung erreichte es mit Wilhelm Meyer-Förster und seinem gleichnamigen Theaterstück. 1901 uraufgeführt wurde das meistgespielte Stück der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einer der größten Erfolge in der deutschen Theatergeschichte. In zahlreiche Sprachen übersetzt und mehrfach ver-

filmt verbreitete der „Student Prince“ den Heidelberg-Mythos über Deutschland hinaus und brachte Bilder und Sehweisen von Studentenleben und Burschenherrlichkeit in einen globalen Vorstellungs- und Imaginationenhaushalt ein. Diese Bilder scheinen sich im Heidelberg-Mythos des 20. Jahrhunderts in den Vordergrund geschoben zu haben. Gegenwärtig zunehmend verblasst gehören sie zur Vergewisserung und rituellen Erneuerung des Mythos, von vielen Touristen vollzogen, durch Besuch im Universitätskarzer, Einkehr im Seppel oder Roten Ochsen, Kauf eines Bierkrugs.

### Der Mythos lebt

Der Mythos Heidelberg lebt bis heute, aber er ist ein Prozess, verändert sich immer wieder in seinen inhaltlichen Elementen, deren Gewichtung und Verhältnis zueinander. Aktiv wird er vollzogen und tradiert, durch Spaziergänge auf den als Zauber- oder Magieberg verklärten Schlossberg, vergleichbar den Denkmalgängen, wie sie der Goethekult im 19. Jahrhundert kennt, durch Suche des romantischen Blicks, das heißt durch ritualisierte Begänge, durch Bestätigung des Mythos im Handeln. Wie die dem Genius loci bzw. dem Mythos programmatisch huldigenden Schloßfestspiele, wie der „Student Prince“, Stadtführungen und literarische Spaziergänge im Besonderen oder auch die Schlossbeleuchtungen mit Feuerwerk, gehören sie zur Arbeit am Mythos und fördern mit den dichterischen Bemühungen um die Stadt seine Erhaltung. Im Kontext dieser Denkmalgänge oder Denkmalrezeptionen, die den Besucher den Zauber oder Zeitenhauch verspüren lassen (wie intellektuelle Rezipienten heute noch ohne falsch anmutendes Pathos formulieren), die eine Verbindung herstellen zu Weltgeschichte und Weltliteratur, gewinnt selbst der ganze Heidelberg-Kitsch und -schund, von dem sich kritische Bildungsbürger gerne als unecht und fake distanzieren, Authentizität.

Und um Authentizität geht es auch bei dem von Heidelberg angestrebten Status als Weltkulturerbe, dem die Gutachter des ICOMOS und das Welterbe-Komitee der UNESCO nicht zustimmten, offenbar im Gegensatz zur Ansicht der Heidelberger selbst und der Touristen. Grund für die unterschiedlichen Bewertungen sind die verschiedenen Perspektiven auf die Stadt, auf ihre Geschichte und Bauwerke. Der Mythos ist Teil der Vergangenheit der Stadt, er weist ihr eine besondere Bedeutung zu, positioniert sie in der Weltkultur. Reduziert man jedoch die Perspektive auf eine baugeschichtliche oder eine archäologische, auf einen rein wissenschaftlichen Ausschnitt, dann mag es schwierig werden, in einem Vergleich zum

Beispiel der deutschen Universitätsstädte für Heidelberg eine herausragende Stellung zu begründen. Aber bei einem Gedächtnisort wie Heidelberg kann man die mythische Dimension nicht abtrennen, sie gehört zur kollektiven Erinnerung, ist im kollektiven oder kulturellen Gedächtnis verankert, und zwar nahezu der ganzen Welt, gepflegt im Rahmen einer Erinnerungskultur, bewahrt und tradiert in der Vergegenwärtigung der Vergangenheit durch Rezeption der Überlieferung, durch Rituale und Symbole.

### Die Stellung Heidelbergs in der Weltkultur

Wissenschaftliche und mythische Erkenntnis generieren mit dem in die Landschaft gebetteten Stadtkörper den Erinnerungsraum Heidelberg, den Ort bzw. anthropologischen Ort im Sinne Marc Augés, der sich vom Raum und vom Nicht-Ort dadurch abhebt, dass er eine Bedeutung erhalten und seine Identität ausgebildet hat. Es ist eine andere, eine kulturelle und für Stadt und Besucher oft wichtigere Authentizität als die wissenschaftlichen Authentizitäten der Archäologie oder der Bau- und Kunstgeschichte. Dabei entsteht der anthropologische Ort Heidelberg auch dadurch, dass Forschungsergebnisse der Archäologie, der Bau- und Kunstgeschichte, der Landesgeschichte, der Literaturgeschichte und weiterer Disziplinen mit dem Mythos zusammengeführt werden, dass sich Logos und Mythos, deren Grenzlinie ohnehin imaginär ist, miteinander verbinden, indem die Be-Deutung sich an die Topografie und die gebaute Stadt, an die Bau- und Kunstwerke anlagert und ihnen neue Bedeutungen verleiht. Der anthropologische Ort Heidel-

7 Vermarktung des Mythos: Souvenirkäufchen ziehen sich um die Heiliggeistkirche am Heidelberger Marktplatz.





8 Carl Philipp Fohr, *Blick von Osten auf Schloss und Stadt Heidelberg*, 1816, Aquarell, Privatbesitz. Der „romantische Blick“ sucht über Schloss und Stadt die lichte Weite.

berg wird auf kulturellem Wege bewahrt und erneuert, von seinen Kündern, Erforschern und Rezipienten, den Heidelbergern selbst wie von Millionen Touristen. Dadurch entwickelt der Mythos sein Wirklichkeits- und Wahrheitspotenzial – er stellt Realität her.

So konstituieren über die archäologische und die gebaute Stadt, ihre kunst- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Bauwerke und die umgebende Landschaft hinaus auch diejenigen „Praktiken, Darbietungen, Ausdrucksformen, Kenntnisse und Fähigkeiten – sowie die damit verbundenen Instrumente, Objekte, Artefakte und Kulturräume“, die nach dem Übereinkommen der UNESCO von 2003 das immaterielle Kulturerbe ausmachen, den Erinnerungsraum Heidelberg. Das heißt, über die materielle oder Denkmalsubstanz, über das materielle Erbe hinaus generieren sie einen, und das ist die Besonderheit Heidelbergs, nicht nur deutschen, sondern – mit der Ausstrahlungskraft des Mythos bis nach Asien – einen globalen Gedächtnisort, eine lebendige immaterielle Form kulturellen Ausdrucks bzw. einen kulturellen Raum im Sinne des UNESCO-Übereinkommens.

Aber nicht nur als immaterielles, auch als materielles Erbe kann Heidelberg Authentizität beanspruchen. Dafür bietet bereits die Welterbe-Konvention der UNESCO von 1972 eine Grundlage.

Nach diesem Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt gehören nicht nur Denkmäler und Ensembles, wenn sie „aus geschichtlichen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Gründen von außergewöhnlichem universellem Wert sind“ zum Weltkulturerbe, sondern es führt neben Denkmälern und Ensembles noch als dritte Kategorie die so genannten Stätten an: „Werke von Menschenhand oder gemeinsame Werke von Natur und Mensch sowie Gebiete einschließlich archäologischer Stätten, die aus geschichtlichen, ästhetischen, ethnologischen oder anthropologischen Gründen von außergewöhnlichem universellem Wert sind“. Seine außergewöhnliche Bedeutung rechtfertigt es, Heidelberg diesen Stätten zuzurechnen. Ihm kann auch Authentizität attestiert werden, wie ein Blick in das so genannte Nara-Dokument zur Authentizität zeigt. Auf der 1994 im japanischen Nara zur Klärung der sich vermehrt als Problem stellenden Authentizitätsfrage veranstalteten UNESCO-Sondertagung wurde nach den Quellen von Authentizität gefragt und dabei das bisher auf die materielle Substanz, die historische Originalsubstanz bezogene Verständnis erweitert und mögliche Quellen von Authentizität auch im immateriellen Bereich anerkannt. Man stellte fest, dass Urteile über Authentizität mit dem Wert einer Vielzahl von Informationsquellen verbunden sein können. Aspekte dieser Quellen können neben weiteren inneren und äußeren Faktoren vor allem Form und Design, Material und Substanz, Gebrauch und Funktion, Traditionen und Techniken, Lage und Umgebung sowie Geist und Gefühl umfassen. Wirken die zwei letzten Begriffspaare nicht geradezu als von Heidelberg abgeleitete Kriterien?

## Literatur

Wolfgang Seidenspinner: *Heidelberga imaginaria*. Der anthropologische Ort Heidelberg und das Problem des Weltkulturerbes, in: *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt* 13, 2009, S.125–144.

**Prof. Dr. Wolfgang Seidenspinner**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Ref. 25 – Denkmalpflege



# Vom „nüchternen Zweckraum“ zum „mystischen Farbraum“

## Die Restaurierung der Neuen Katholischen Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Süßen und die „Parabelkirchen“ Otto Linders

*Obwohl in den 1920er Jahren in Baden-Württemberg zahlreiche Kirchenbauten entstanden, haben nur wenige den Zweiten Weltkrieg und spätere meist liturgisch motivierte Umgestaltungen ohne massive Eingriffe überdauert. Bei der Neuen Marienkirche in Süßen, eine 1928/29 von Otto Linder errichtete „Parabelkirche“ und Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, war 1971 der farbig gestaltete Innenraum einfach überstrichen worden. „Aus einem mystischen Farbraum wurde ein relativ nüchterner Zweckraum“, wie der damalige Pfarrer später monierte. Bei der 2007 abgeschlossenen Restaurierung gelang es, diesen Eingriff wenigstens optisch rückgängig zu machen und die expressionistische Farbfassung wieder aufzunehmen.*

Karsten Preßler

### Baugeschichte und Baumeister

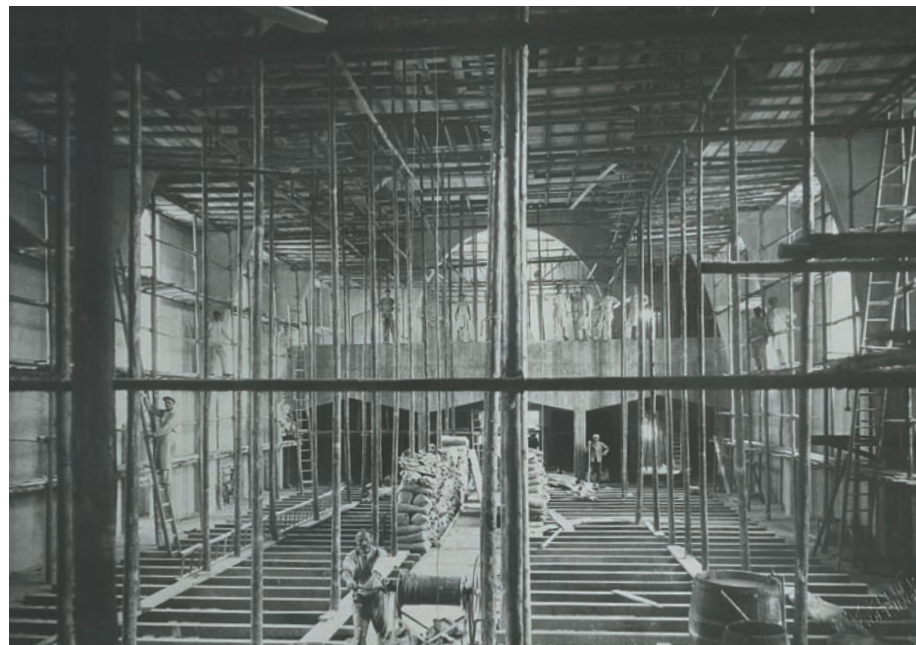
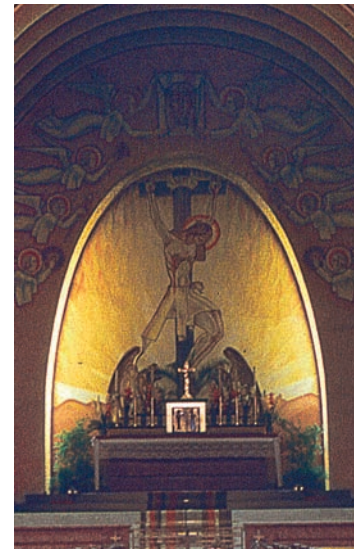
Zusammen mit Hugo Schlösser und dem aus Schwäbisch Gmünd stammenden Hans Herkommer hat der in Weißenstein geborene Architekt Albert Otto Linder (1891–1976) den katholischen Kirchenbau in Südwestdeutschland während der Weimarer Republik entscheidend mitbestimmt. Der wie Herkommer bei Paul Bonatz ausgebildete Linder hinterließ mit insgesamt 76 Kirchenneu- und -umbauten auch in Österreich, Italien und der Schweiz ein großes Oeuvre, das zudem die Entwicklung des katholischen Sakralbaus von 1920 bis 1970 widerspiegelt. Schwerpunkt seines Schaffens waren die Diözesen Rottenburg und Freiburg, wo mehr als die Hälfte seiner Kirchenbauten entstand.

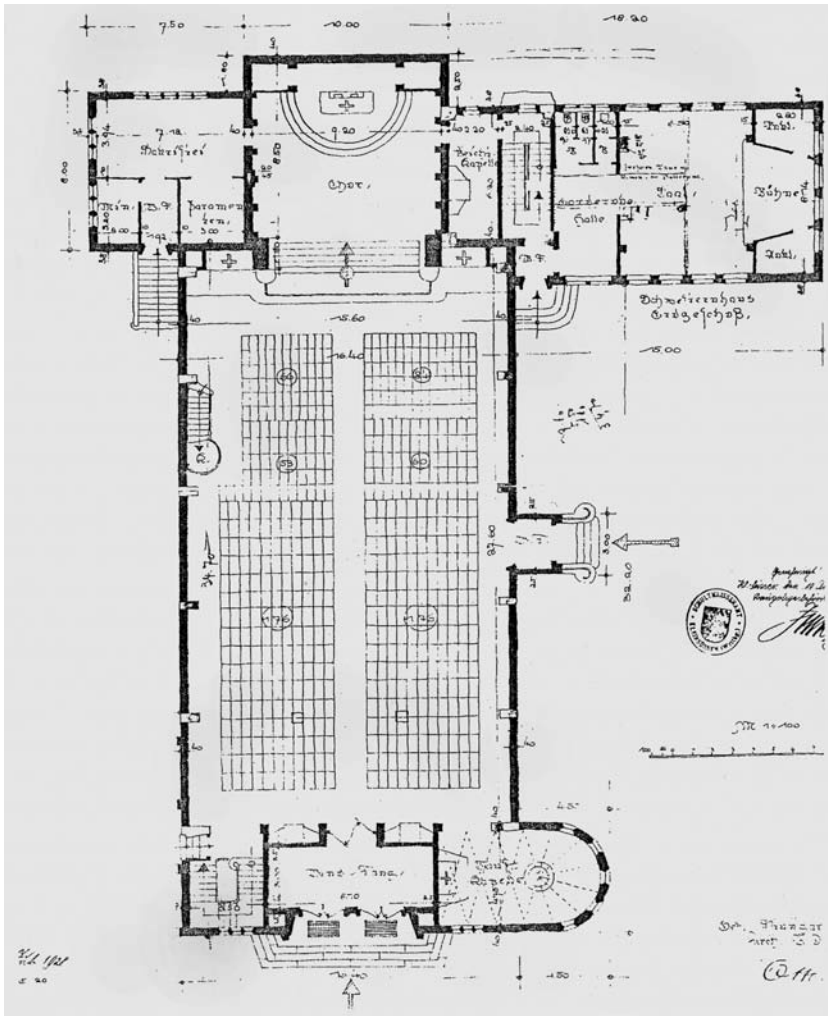
1927 erhielt Linder den Auftrag für die Errichtung einer katholischen Pfarrkirche im damaligen Kleinsüßen, das 1933 mit dem südlich der Fils gelegenen Großsüßen vereinigt wurde. Die spätgotische Dorfkirche der seit 1493 eigenständigen Kleinsüßener Pfarrgemeinde war zu klein geworden für den Ort, der nach dem ersten Weltkrieg einen starken Bevölkerungszuwachs erlebte.

Auf dem nach städtebaulicher Wirkung ausgesuchten Bauplatz sollte nach Linders Plänen eine Kirche mit 600 bis 650 Bankplätzen entstehen und nach seinen eigenen Worten „in Anbetracht der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse mit dem billigsten und sparsamsten Material“ und

ohne „große Künsteleien“ ausgeführt werden. Zwischen erstem Spatenstich im September, Grundsteinlegung am 20.12.1928 und Weihe am 13.10.1929 lag eine reine Bauzeit (abzüglich der Wintermonate) von nur acht Monaten, was auch durch die moderne Stahlbeton-Konstruktionsweise ermöglicht wurde (Abb. 1). An die nach Westen ausgerichtete Kirche wurde nördlich des Chors auch ein Schwesternhaus mit sozialen Einrichtungen und Schulräumen angebaut. Der Glockenturm fungiert hierbei als Gelenkbau und

1 Süßen, Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt während der Bauarbeiten 1929, Inneres nach Westen.





2 Süßen, Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Grundrisszeichnung von Otto Linder von 1928 aus dem genehmigten Baugesuch. Der Plan ist gewestet. Die Westwände von Sakristei und Schwesternhaus wurden abweichend vom Plan bündig mit der Chorwand errichtet.

stellt über sein Treppenhaus die Erschließung des Schwesternhauses her – eine ebenfalls sehr ökonomische Lösung (Abb. 2). Später sollte noch ein Pfarrhaus südlich des Ostgiebels angebaut werden und somit ein „Z-förmiger“ Grundriss entstehen, was aber nicht mehr realisiert wurde.

### Beschreibung

Auch wenn das Pfarrhaus nicht ausgeführt wurde, so zeigt gerade die Westansicht, dass es sich um ein fast klosterähnliches Ensemble verschiedener Baukuben mit differenzierter Dachlandschaft handelt. Linder, für den auch die Außenwirkung der Neuen Marienkirche sehr wichtig war, sah ihre gestalterischen Qualitäten vor allem „in der Verteilung der Flächen und Gruppen, was gleichzeitig das Element des neuen Bauens bildet.“ Der Sakralbau selbst ist eine Saalkirche mit eingezogenem Rechteckchor und schlankem Chorflankenturm mit Spitzhelm. Doppelportal und Marienfigur befinden sich in der östlichen Giebelwand, bündig dazu die Taufkapelle mit Apsis nach Norden (Abb. 3). Das Äußere wirkt eher sachlich und streng. Dieser Eindruck wird erzeugt durch die steilen Dächer, die großen, mit fächerförmig aufgetragenem Kellenstrich-

3 Süßen, Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Äußeres von Osten.

putz gestalteten Wandflächen und die schlitzartigen, teilweise zu Dreiergruppen zusammengefassten Fenster. Betritt man die Kirche durch den Haupteingang, durchschreitet den Windfang und den Bereich unter der tiefen Orgelempore, so öffnet sich ein lichter Kirchensaal vom Typus einer stützenlosen Stufenhalle. Der Raum wird rhythmisiert durch Querbinder aus Stahlbeton in Form gestauchter Parabelbögen und eine zweifach gestufte Decke mit Längsbalken. Der eingezogene Chor ist durch eng gestaffelte, rötlich, ocker und gold gefasste Parabelbögen gewölbt, die mit den Stufen korrespondieren (Abb. 4). Die nochmals eingezogene Altarnische mit der Wandmalerei des gekreuzigten Christus wird durch für den Betrachter verdeckte Seitenfenster illuminiert und entwickelt zusammen mit dem Chorbereich eine regelrechte Sogwirkung. Über dem Chorbogen sind die Krönung der Titelheiligen Maria, links der Chorstufen die Verkündigung und rechts Christus mit dem ungläubigen Thomas dargestellt. Ursprünglich befanden sich unterhalb dieser Darstellungen Seitenaltäre, und an der Südwand stand eine Kanzel. Lichtführung und Farbgebung werden in ihrer Wirkung gesteigert durch die roten und gelben Scheiben der Bleiverglasung und den Rauputz, der mit seiner Riefenstruktur die nebeneinander liegenden Farben gleichberechtigt zur Geltung kommen lässt (Abb. 5, 6). Die figürlichen Darstellungen wurden freskalo oder mit Mineralfarben auf Glattputz aufgetragen und stammen wie die übrige Ausmalung vom Schwäbisch Gmünder Kirchenmaler Alois Schenk, einem Schüler Adolf Hölzels und Partner Linders auch bei anderen Kirchenbauten wie zum Beispiel in Baienfurt und Pforzheim. Schenk, der seine Signatur bei der Verkündigungsszene hinterließ,



schuf hier gotisierend-expressive schlanke und überlängte Figuren, die in starrem Gestus verharren.

### Einordnung in das Werk Otto Linders

Im Zusammenhang mit der katholischen Pfarrkirche St. Maria in Baienfurt (1925–27), der Heilig-Kreuz-Kirche in Kuchen (1926/27; 1975 abgebrochen) und der Neuen Marienkirche in Süßen ist häufig von den „Parabelkirchen“ Linders die Rede. Der Parabelbogen als ein aus dem Geist der Gotik entwickeltes, aber nicht eklektizistisches und somit zeitgemäßes genuines Stilelement des expressionistischen Bauens wurde unter anderem bei der Antoniuskirche in Ickern (Castrop-Rauxel, 1922–25) von Alfred Fischer und der katholischen Christkönigskirche in Mainz-Bischofsheim (1926) von Dominikus Böhm in die Kirchenbaukunst eingeführt. Otto Linder verwendete die Parabelform, deren vermehrter Einsatz durch Stahlbetonkonstruktionen ermöglicht wurde, erstmals und am konsequentesten bei der Herz-Jesu-Kirche in Mühlacker (1924/25). Hier besitzen nicht nur die Chorbögen, sondern auch Seitenschiffarkaden, Vorhalle und Blendbögen an der Fassade diese Form. Auch bei St. Michael in Oberndorf am Neckar (1925/26) und der Herz-Jesu-Kirche in Pforzheim (1928/29), einem Zentralbau auf ovalem Grundriss, tritt die markante Parabel raumprägend auf. Zusammen mit den oben genannten Beispielen handelt es sich insgesamt um sechs „Parabelkirchen“ im Werk Linders. Aufgrund des hervorragenden Erhaltungszustandes mit einer für heutige Sehgewohnheiten unorthodoxen Farbgebung im Innern mit kräftigen Blautönen und bewegter figuraler Aus-

malung ist die Marienkirche in Baienfurt sicher das eindrucksvollste Beispiel dieser Werkphase. Mit der Parabelform bei der Gestaltung der engen höhlenartigen Seitenschiffe und des Chorbogens, den orientalischen und gotischen Bauformen entlehnten Tonnen-Netzgewölben und Fenstern sowie der Ausmalung durch Alois Schenk entstand ein Gesamtkunstwerk, das als eines der wenigen erhaltenen Hauptwerke des expressionistischen Sakralbaus gilt (Abb. 7). Auch die Fotos der 1926/27 errichteten Heilig-Kreuz-Kirche in Kuchen vermitteln einen Eindruck von der expressiven Farbigkeit. Sie war fester Bestandteil des damaligen Architekturkonzeptes und erinnert hier auch fast ein wenig an die Ausmalung schwäbischer Barockkirchen (Abb. 8 a–d). 1975 wurde die Heilig-Kreuz-Kirche abgebrochen (Abb. 9). Sie war zu klein geworden für die stark angewachsene Kirchengemeinde, die durch den Grundstücksverkauf das neue katholische Gemeindezentrum mitfinanzierte. Das erst 1972 per Gesetz geschaffene Landesdenkmalamt wurde zwar informiert und erkannte den Denkmalwert, konnte den Verlust aber nicht mehr abwenden. Im Vergleich zu den fast schon „ekstatischen“ Raum-, Ornament- und Farbwirkungen in Baienfurt und Kuchen zeigt das Kircheninnere in Süßen ruhige und sachliche, auf Konstruktion und Wandflächen reduzierte Formen; plastisch-ornamentale Applikationen, die vorher noch den expressionistischen „Rippen- und Zackenstil“ prägten, fehlen fast völlig. Hinsichtlich Konstruktion und Raumgefüge sind Gemeinsamkeiten mit der 1928 geweihten Suso-Gedächtniskirche von Hans Herkommer in Ulm (1944 zerstört), aber auch zeitgleich errichteten Profanbauten wie dem Stadtbad in Stuttgart-Heslach, evident. Da Herkommer

4 Süßen, Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Inneres nach Westen Richtung Chor.

5 Süßen, Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Inneres nach Norden mit Seiteneingang.





6 Süßen, Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Inneres nach Osten mit Sänger- und Orgelempore. Die Orgel soll erneuert werden, wobei ihr ursprünglicher Standort in der Bogennische unter Freihaltung des Mittelfensters berücksichtigt wird.

7 Baienfurt, katholische Pfarrkirche St. Maria, Inneres nach Osten mit Chor, Fotoaufnahme von 1978. Der Altar wurde inzwischen Richtung Kirchenschiff verschoben.

die Konstruktion der modernen Beton-Bogenbinder nun erstmals bei einem Sakralbau konsequent als raumbildende Elemente einsetzte, betrachteten Zeitgenossen die Suso-Gedächtniskirche als Formdurchbruch (Abb. 10). Auch die nur ein Jahr jüngere Süßener Kirche besitzt eine Schlüsselstellung, indem sie die Reihe der Parabelkirchen und somit die expressionistische Periode Linders abschließt und zu den strengen Bauten der späten 1920er und frühen 1930er Jahre überleitet. Diese Werkphase zeichnet sich aus durch kubisch-sachliche Baukörper mit Rundbögen anstelle von Parabelbögen und durch basilikal gestufte Raumdecken. Diese wurden nicht mehr mit Querbindern, sondern durch Stahlbeton-Längsbinder mit großer Spannweite konstruiert, sodass nüchterne Saalräume mit strenger Ausrichtung zum Altar entstanden.

Linders Taborkirche in Freudenstadt (1930/31) und die Dorfkirche Mariä Namen in Degenfeld (1934/35) verkörpern dieses Prinzip ebenso wie die bereits 1928/29 von Hans Herkommer errichtete Herz-Jesu-Kirche in Ratingen (bei Düsseldorf, 1967 abgebrochen). Herkommer setzte diese Raumdisposition in den Folgejahren getreu seiner Forderung nach „einem gemeinschaftsbildenden Raum mit freier Sicht nach der Opferstätte“, also den „pfeilerlosen Einraum“, programmatisch im Kirchenbau um, während Linder in dieser Zeit auch einige Zentralbauten schuf.

### Liturgiebewegung, Urkirche und moderne Baustoffe

Die endgültige Hinwendung zum Kirchenbau der Moderne, die Linder und Herkommer um 1927 vollzogen, war aber nicht einfach Ausdruck eines



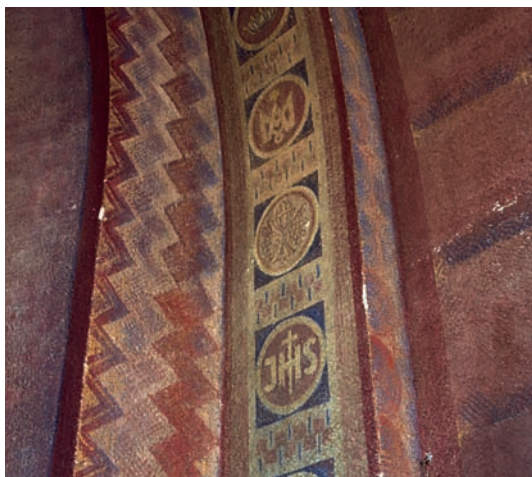
neuen architektonischen Stilwillens und moderner Bautechnik, sondern entsprach den Forderungen der Liturgiebewegung, die den Kirchenbesucher intensiver an den sakralen Handlungen des Priesters teilhaben lassen wollte. Das vom Pfarrer und Theologen Johannes van Acken 1923 publizierte einflussreiche Werk „Christozentrische Kirchenkunst“ übertrug diese Tendenzen konkret auf die kirchliche Bauform. Weil die Eucharistie seit der Entstehung der Urkirche wichtigstes Sakrament und Mittelpunkt des Gottesdienstes war, sollte auch der Altar den ihm gebührenden Standort erhalten und durch Verkürzung des Chorraums näher an die Kirchengemeinde gerückt werden. Durch stützenfreie Saalräume sollte wie in frühchristlichen Kirchen eine uneingeschränkte Orientierung zum als schlichter Opfertisch gestalteten Altar möglich sein. Van Acken, der im regen Austausch mit Architekten wie Dominikus Böhm stand, sah in der Verwendung von Stahlbetonkonstruktionen ein geeignetes Mittel, um diese Raumform zu realisieren. Ähnlich wie Hans Herkommer verlieh auch Otto Linder diesem Konzept nicht nur durch seine Bauten, sondern auch in eigenen Worten Ausdruck, wenn er sich in seinem anlässlich der Süßener Kirchenweihe 1929 veröffentlichten Werkbericht auf die höchste Zweckbestimmung frühchristlicher Zeit berief und aus wirtschaftlicher Not entstandene Konstruktionselemente als Grundlage jeder Stilentwicklung betrachtete. Das „Gesetz der Schönheit und Form“ der modernen Kirche liege in der „statisch verlaufenden Linie des verschiedensten Werkstoffes sowie in der Technik.“ Moderne Kirchenbauten bezeichnete Linder als „Konstruktionskirchen“, womit er sich aber nicht im Widerspruch, sondern in der Tradi-

tion zur frühchristlichen und romanischen Baukunst sah. Viele Kirchen der 1920er Jahre griffen mit zwei Seitenaltären (z.B. Mühlacker, Süßen und Baienfurt) und Taufkapellen auch frühchristliche Raumelemente auf. Letztere treten in Süßen oder in der von Hugo Schlösser 1929/30 errichteten Stuttgarter Georgskirche als eigens gestaltete Baukörper in Erscheinung. In Süßen gäbe es nach Linders Worten rechts des Eingangs „ein Kleinod der Kirche, eine stimmungsvolle, in mystischem Licht gehaltene Tauf- und Andachtskapelle“. Neben der Verwendung moderner Konstruktionsweisen und der expressiven Farbgebung klingt hier das besondere Verdienst Linders an: die Lichtführung in seinen Kirchen, insbesondere der Verzicht auf Chorfenster in der Altarwand zugunsten der seitlichen indirekten Belichtung des Altarbereiches wie in Mühlacker, Baienfurt, Süßen und Freudenstadt, um nur einige Beispiele zu nennen. Das indirekte Licht diene, wie Linder im Werkbericht zu Süßen schreibt, als „Kulissenbeleuchtung“ für den Opertisch und den als Berg Golgotha erhöhten Chorbereich mit der Kreuzigungsdarstellung. Linder schließt mit den Worten: „Durch Kreuz zum Licht ist der Sinn der Chorwand bzw. der Sinn dieser ganzen Raumstimmung.“ Die mit den Worten „durch Kreuz zum Licht“ zusammengefasste liturgische

Haltung wurde übrigens in der 1928 errichteten katholischen Christ-Königskirche in Stuttgart-Vaihingen noch deutlicher umgesetzt. Sie besitzt ein im Innern mit elektrischen Lichtern bestücktes, selbst leuchtendes Altarkreuz.

### Renovierungen und Restaurierungen

Die erste Renovierung der Neuen Marienkirche in Süßen erfolgte 1966, als die Fassade einen neuen Anstrich erhielt. Bei restauratorischen Befunduntersuchungen konnte 1995 und 2000 die in mineralischen Farben aufgebrachte Erstfassung ermittelt werden. Die Wandflächen wurden anschließend nach Befund gestrichen und besitzen nun wieder eine weißgraue Farbigekeit, die schon von zeitgenössischen Betrachtern gewürdigt wurde, da sie die ortsbildprägende Wirkung der modernen Kirche mit dem schlanken Turm betonte. Die aus Betonwerkstein gefertigten Fenstereinfassungen und Gesimse erhielten wieder eine ockerfarbene, die Türen eine rote Farbgebung. Die Außeninstandsetzung einschließlich der Dachsanierung, bei der die zeittypische, auf dem Baugesuch von 1928 als „engobierte Pfannen“ bezeichnete Ziegeldeckung erneuert wurde, konnte im Jahr 2001 abgeschlossen werden. Wenige Jahre zuvor waren bereits die Turmsanierung



8 a–d Kuchen, katholische Heilig-Kreuz-Kirche, 1975 abgebrochen.  
Details des Innenraums:  
Bogen in der Chornische,  
nördliches Chorfenster,  
Kanzel an der Nordwand  
und Empore im Westen.



9 Kuchen, katholische Heilig-Kreuz-Kirche, 1975 abgebrochen. Westansicht mit Pfarrhaus.

10 Ulm, katholische Suso-Gedächtniskirche von Hans Herkommer, im Zweiten Weltkrieg 1944 zerstört. Innenansicht Richtung Chor.

und der Einbau eines neuen Glockenstuhls aus Holz vollendet worden.

Die tiefgreifendste Veränderung erfuhr der Kirchenraum im Jahr 1971. Der Altarbereich wurde entsprechend der beim zweiten vatikanischen Konzil beschlossenen Liturgiereform umgestaltet und die Seitenaltäre sowie die Kanzel entfernt. Noch stärker aber griff man in die expressionistische Raumgestaltung ein, da sämtliche Wandflächen und Teile der figürlichen Ausmalung mit einer kunstharzhaltigen Kalkfarbe hell überstrichen wurden. Die Eingriffe im Chorbogen waren irreversibel, da hier der glatte Putzgrund mit der Darstellung von acht Engeln mit den Leidenswerkzeugen nicht übermalt, sondern gänzlich entfernt wurde. Sicher waren nach über 40 Jahren die rotviolettten Wandflächen stark nachgedunkelt und von vielen Kirchenbesuchern – möglicherweise auch mangels geeigneter Beleuchtung – als zu düster empfunden worden (Abb. 11). Dies war zunächst auch die Befürchtung einiger Pfarrgemeinderatsmitglieder, als man 2002 die Innensanierung beschloss. Eine restauratorische Befunduntersuchung und die Sichtung von Farbfotos bestätigte die bereits im Werkbericht von Linder beschriebene Farbigkeit und erbrachte das Ergebnis, dass die Wandflächen im Saal erst blau, dann lachsrot gestrichen worden waren. Verstärkt durch die Riefenstruktur des Rauputzes ergibt sich dann für den Betrachter ähnlich wie bei einem impressionistischen Gemälde in „optischer Mischung“ der entsprechende Farbton, in diesem Fall ein rötliches Violett. An einigen Stellen, wie zum Beispiel an der Ostwand auf der Empore hinter der Orgel, gibt es noch Primärbefunde auf nie überstrichenen Wandflächen, die noch die originale Farbigkeit in den Tönen ultramarin, scharlachrot und ocker besitzen. Bogenbinder, Fenster- und Türleibungen waren ocker und der Chorbe-

reich rötlich-ockerfarben gestrichen, wobei die Rippen der Parabelbögen zum Teil vergoldet waren. Die Wandflächen der Taufkapelle wiederum wiesen eine blaue Farbfassung auf fischgrätartiger Putzstruktur auf.

In einem intensiven Abwägungsprozess, begleitet von vielen Ortsterminen mit Pfarrer, Kirchengemeinderäten, Architekten, Restauratoren, bischöflichem Bauamt und Denkmalschutzbehörden, entschied sich die Kirchengemeinde schließlich für eine Farbfassung in enger Anlehnung an den Originalbefund. Die Umsetzung gelang erst nach der Fertigung von gut einem Dutzend Musterflächen, durch die sich erst der Restaurator und später die ausführende Malerfirma an die geeignete Technik herantasten mussten. Nachdem bereits Versuche in so genannter „Graniertechnik“, bei der die Farbe in lockerem Bürstenschlag aufgebracht wird, erfolgreich waren, wurden die Farblasuren schließlich mit kleinen Walzen nacheinander aufgetragen. Während sich an den Wänden der Anstrich von 1971 nicht entfernen ließ, konnte die Übermalung der Holzdecke abgenommen und diese anschließend mit einem Leinöl-anstrich eingelassen werden. Auf diese Weise wurde die markante Farbgebung der Decke nach Befund wieder hergestellt. Vor dem Hintergrund der rotbraunen Brettschalung verstärkt die Ausrichtung der Deckenbalken mit ihren gelben Untersichten und blauen Flanken die Blickdynamik zum Chor. Die Nachbildung der für die 1920er Jahre typischen Pendel-Kugelleuchten vervollständigen den Raumeindruck. Dass Alois Schenk 1929 seine figürliche Ausmalung freskalo oder in einer anderen stabilen Maltechnik ausgeführt hatte, wirkte sich in Süßen im Nachhinein sehr positiv aus. Die übermalten Darstellungen im Randbereich der Heiligenfiguren, so zum Beispiel die flammende Landschaft als Hintergrund der



11 Süßen, Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Inneres nach Westen mit Chor. Zustand vor 1971.

Kreuzigung, konnten ohne Substanzverluste freigelegt werden. Die schließlich durch den Künstler Bernhard Huber nach Wettbewerb vorgenommene Altarraumgestaltung fügt sich mit dem geöffneten filigranen und an den Innenseiten vergoldeten Altar, den ähnlich gestalteten Seditien und dem Tabernakel, gut ein und vermittelt zwischen Gemeinderaum und erhöhtem Chor. Wie positiv die Einstellung der Pfarrgemeinde zu ihrer Kirche ist, zeigt sich auch darin, dass auf die erst diskutierten baulichen Veränderungen – die Absenkung und Verschiebung des Altarbereichs in den Kirchenraum – verzichtet wurde. Auch soll bei der nun anstehenden Erneuerung der Orgel, die keine Kulturdenkmaleigenschaft besitzt, ihre ursprüngliche Position berücksichtigt werden. Diese verantwortungsvolle Haltung gegenüber den Leistungen der für die 1920er Jahre modernen Kirchenbauer und Künstler wünscht man sich als Denkmalpfleger auch andernorts bei Sakralbauten dieser Zeit.

## Literatur

Andreas Spaett: Otto Linder, 1891–1976. Die Kirchen eines deutschen Architekten in der Schweiz, in: Schweizerische Bauzeitung 118/15, 2000, S. 21–26.  
 Marina Lehmann: Das Werk des Architekten Hans Herkommer (1887–1956) und sein Bezug zu den Strömungen der deutschen Architektur in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts, Dissertation Mainz 1990.  
 Susanne Maywurm: Die expressionistische Phase im Werk des schwäbischen Kirchenbaumeisters Otto Linder (1891–1976). Dargestellt an seinen Bauten der 20er Jahre in Baden-Württemberg, unveröffentlichte Magisterarbeit Heidelberg 1988.  
 Hubert Krins: Die Marienkirche in Baienfurt, Kreis Ravensburg – ein Bauwerk des Expressionismus, in:

Denkmalpflege in Baden-Württemberg 6/3, 1977, S. 97–102.

Heinrich Getzeny: Der schwäbische Kirchenbauer Albert Otto Linder, in: Die christliche Kunst 28, 1931/32, S. 356–374.

Otto Linder, Teilwerkarchiv in: Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau (SAAI), Universität Karlsruhe.

Architekt Markus Mangold, Pfarrer Dietmar Hermann und Kirchengemeinderat Berthold Müller: Berichte zur Innenrenovierung 2007, in: www.se-sgk.de (Seelsorgeeinheit Süßen-Gingen-Kuchen).

Mäule und Holger Krusch, Restauratoren, Kath. Kirche Mariä Himmelfahrt, Bericht über die Freilegung der Wandmalereien und die Untersuchung der Decke, April 2007 (noch ohne Obj.-Nr., Archiv des LAD).

Hans Cabanis und Wilhelm Troschke, Restauratoren, Farbuntersuchungsberichte zur kath. Kirche Mariä Himmelfahrt, Juli 1995, Februar 2000 (jeweils Fassade) und April 2004 (Obj.-Nr. 985, Innenraum; Archiv des LAD).

## Praktische Hinweise

Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Lange Straße 24, 73079 Süßen (Lkr. Göppingen). Die Kirche ist täglich geöffnet von 8–18 Uhr. Weitere Informationen im Internet unter: www.se-sgk.de (Seelsorgeeinheit Süßen-Gingen-Kuchen).

Katholische Pfarrkirche St. Maria, Kirchstraße, 88255 Baienfurt (Lkr. Ravensburg). Die Kirche ist täglich geöffnet von 8–19 Uhr. Weitere Informationen beim katholischen Pfarramt, Kirchstraße 8, Tel. 0751/43633.

**Dr. Karsten Preßler**  
 Regierungspräsidium Stuttgart  
 Referat 25 – Denkmalpflege



# Große Güte, Goethe!

## Was wird aus dem „Weißen Ochsen“ in Offerdingen?

*Der verkehrsgünstig an der alten Schweizer Straße (heutige B 27) gelegene Hof in Offerdingen, Kreis Tübingen, bestehend aus einem stattlichen Wohn- und Stallgebäude und einer im rechten Winkel stehenden Scheune, ist der frühere Gasthof „Weiße Ochsen“, wo am 29. Oktober 1797 „ziemlich sicher“ Johann Wolfgang von Goethe und sein Sekretär Johann Jakob Ludwig Geist zum Mittagessen einkehrten. Heute noch verfügt das Gasthaus über eine selten gut überlieferte Ausstattung. Doch wenn sich nicht bald ein Investor für das seit Langem zum Verkauf stehende Anwesen findet, werden die Mäuse es allmählich zugrunde richten. Zum baulichen Zustand sei auf den nachfolgenden Bericht von Jürgen Felbinger hingewiesen.*

Sabine Kraume-Probst

### Die Schweizer Straße

Der „Weiße Ochsen“ verdankt seine Entstehung dem Ausbau der so genannten Schweizer Straße, die von Cannstatt nach Schaffhausen führte. Während der Fernverkehr bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts über unbefestigte Wege, teilweise sogar durch das Bachbett der Steinlach verlief, war die 1756/57 im Teilabschnitt Offerdingen fertig gestellte Schweizer Straße eine befestigte, schnurgerade am Ort vorbeiführende, breite und komfortable Chaussee. Durch die neue Trassenführung wurde Offerdingen zur Grenzstation. Wer aus zollerischem Gebiet kam, musste hier sein Wegegeld für die neue Straße bezahlen und somit zumindest kurz in Offerdingen Halt machen. All dies waren ideale Voraussetzungen für geschäftstüchtige Wirte und so entstanden in kur-

zer Zeit mehrere Gasthöfe entlang der neuen Schweizer Straße am Ortsrand von Offerdingen.

### Der „Weiße Ochsen“

Wohl der stattlichste und schönste Gasthof, das „erste Haus am Platze“, war der 1788 eröffnete „Weiße Ochsen“ (Abb. 1). Wie in der Region damals üblich liegen die Gaststuben im Obergeschoss, im Erdgeschoss finden sich Ställe, seit dem Zweiten Weltkrieg auch Wohnräume. Der geräumige Gewölbekeller und der dreigeschossige Dachraum dienten zum Lagern von Vorräten. Vervollständigt wird das Bild des behäbigen Landgasthauses der späten Barockzeit durch die stattliche Fachwerkscheune und den mit Bäumen bestandenen Hof. Erbauer des „Weißen Ochsen“ war der Offerdinger Gastwirt Kaspar Lutz, nach seinem Tode 1795 führte sein Sohn das Lokal weiter. Er war es wohl auch, der Goethe bewirten durfte, als dieser auf seiner dritten Schweizreise in Offerdingen zu Mittag aß, wie sein Sekretär im Reisetagebuch vermerkte, allerdings ohne das Gasthaus beim Namen zu nennen. Die lokale Geschichtsforschung ist sich jedoch ziemlich sicher, dass für einen Reisenden wie Goethe nur der „Weiße Ochsen“ in Frage kommen konnte. Gerade weil es sich um den schönsten und größten Gasthof von Offerdingen handelte, überrascht es etwas, dass der Gastbetrieb hier spätestens 1823 wieder aufgegeben wurde. Wahrscheinlich war die Konkurrenz der übrigen Wirtshäuser doch zu groß. Vielleicht stand der „Weiße Ochsen“ auch einfach auf der falschen Straßenseite, denn nur östlich der B 27 sind die alten Gasthöfe bis heute in Betrieb.

*1 Zum historischen Gasthof des „Weißen Ochsen“ gehören auch Hofraum, Garten und Nebengebäude. Hinter den geschlossenen Fensterläden im Obergeschoss warten die alten Gasträume auf ihr weiteres Schicksal.*







## Weitere Nutzungsgeschichte des Hauses

Anhand von Kirchenbüchern sowie Inventur- und Teilungsakten des Gemeindearchivs konnten einige weitere Eigentümer des Gebäudes nach Aufgabe der Gastronomie ausfindig gemacht werden; die erste urkundliche Nennung fällt noch in das Jahr 1823 – damals gehörte das Anwesen dem „Zoller“ Johann Martin Sulz.

Um 1830/40 schien das Haus geteilt worden zu sein zwischen dem Metzger Johann Jakob Hausch und dem Kaminfeger Andreas Hayes, dessen Anteil ab 1844 der Sohn des Rösslewarts Gallus Steinhilber übernahm. Eine Entdeckung auf zwei Täferelementen konnte die Existenz des Kaminfegers ziemlich sicher bestätigen: Das eingestanzte Kaminfegersymbol, eingerahmt von den Initialen A und H (siehe Abb. 6 im Beitrag Felbinger). Im weiteren Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts betrieb die Familie Hausch hier eine Landwirtschaft, seit den 1950er Jahren auch in größerem Maßstab, die schon vor einiger Zeit aufgegeben wurde. Der letzte Bewohner des Hauses verteidigt seit 20 Jahren erfolgreich zwei Zimmer im Erdgeschoss gegen „viele große Mäuse“.

## Die Gaststuben

Doch nicht allein sein heimatgeschichtlicher Erinnerungswert begründet die Kulturdenkmaleigenschaft des „Weißen Ochsen“. Es ist vor allem die weitgehend vollständige Überlieferung seiner wandfesten Innenausstattung aus dem 18. Jahrhundert, die im Regierungsbezirk Tübingen Seltenheitswert besitzt (Abb. 2–4).

Die Gasträume liegen im Obergeschoss, sind der Straße zugewandt und gut belichtet, zum Teil mit Fenstern aus der Bauzeit. Ursprünglich waren es ein großer Gastraum und ein kleineres Nebenzimmer, durch eine spätere Unterteilung sind es heute drei Stuben. Ihre hölzerne Ausstattung, bestehend aus Dielenböden, Wandverkleidung, Mittelstütze, Kassettendecken, Durchrei-

che und Türen, ist heute noch beinahe genau so, wie sie wohl schon Goethe angetroffen hat. Über Jahrhunderte galt der Baustoff Holz wegen seiner wohlnlichen und wärmedämmenden Eigenschaften als bevorzugtes Material, um Innenräume behaglich zu gestalten. Doch gerade am Ende des 18. Jahrhunderts war Holz im Tübinger Raum knapp und daher vergleichsweise teuer: Damals waren die heutigen Waldgebiete der Umgebung wie Schönbuch oder Rammert weitgehend abgeholzt, und das Bauholz musste mühsam importiert werden. So wurden Fachwerkhäuser, zudem mit getäferten Stuben wie hier im „Weißen Ochsen“ zum kostspieligen Prestigeobjekt. Auch wenn inzwischen die alten Öfen fehlen und auch die Tische und Bänke längst hinausgetragen sind, so ist der authentische Raumeindruck doch überwältigend. Die ungewöhnlich zahlreich erhaltenen Details können viel erzählen über Einrichtung, Sitten und Gebräuche in den Gaststätten der Goethezeit.

## Aussichten

Ein erster Schritt zur Rettung des Anwesens bestand darin, den historischen Bestand der Stuben zu dokumentieren und eine Schadensanalyse anzufertigen. Die Ergebnisse stellt Jürgen Felbinger in seinem Beitrag vor. Entscheidend für das Überleben des „Weißen Ochsen“ ist es, einen Investor zu finden. Seit fast zwei Jahren wird das Objekt im Verzeichnis der Verkäuflichen Kulturdenkmale der Regierungspräsidien zum Kauf angeboten, doch bislang ohne Erfolg. Vor fast 200 Jahren ist der „Weiße Ochsen“ in Ofterdingen in einen Dornröschenschlaf gefallen. Doch wenn Dornröschen nicht schnell wach geküsst wird, dann stirbt es bald an Altersschwäche!

**Sabine Kraume-Probst M.A.**  
Regierungspräsidium Tübingen  
Referat 25 – Denkmalpflege

*2 Der Hauptraum mit der später eingezogenen Zwischenwand, vor der sich nun die Holzsäule mitten im Raum stand. Es gab im Hauptraum zwei und im Nebenraum einen zentralen Deckenspiegel. Sie sind bemalt mit Tiermotiven: Zweimal ist ein Ochs zu erkennen und einmal wohl das Lamm Gottes.*

*3 Im Nebenraum fällt zunächst die Fehlstelle des Ofens vor dem verputzten Wandteil ins Auge. Doch davon abgesehen beeindruckt die Fülle der erhaltenen Details: Hier gibt es sogar noch die alten Garderobehaken an der Wand.*

*4 Die aufklappbare Durchreiche vom Nebenzimmer aus gesehen. Daneben gibt es eine besonders schöne Türe zum Hauptraum mit dem alten Türschloss, links im Bild ein altes Fenster mit Bleiverglasung. Nur die Truhe stand ursprünglich an anderer Stelle.*



# Die Stuben des ehemaligen Wirtshauses „Weißer Ochsen“ in Ofterdingen

## Bestandsaufnahme und restauratorische Voruntersuchung

*Bei der Suche nach einem Diplomthema auf das Wirtshaus „Weißer Ochsen“ in Ofterdingen (Kreis Tübingen) aufmerksam geworden, fand 2007 erstmals ein Treffen mit den Denkmalschutzbehörden vor Ort statt. Die Diplomarbeit basiert auf den im Treffen formulierten Wünschen nach einer umfassenden Bestandsuntersuchung und Dokumentation der drei Wirtsstuben. Daneben wurde auch ein Katalog der dringend erforderlichen Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen vorgelegt. Somit konnten notwendige Voraussetzungen und Grundlagen für die Erhaltung des letzten der ehemals sieben Gasthäuser Ofterdingens mit noch bauzeitlicher Ausstattung geschaffen werden.*

Jürgen Felbinger

### Die Stuben

Bei dem Fachwerkhaus handelt es sich um einen so genannten Stockwerkbau mit zwei Vollgeschossen und einem dreigeschossigen Dachstuhl mit Krüppelwalmdach (Abb. 1). Wie für die Region typisch befinden sich die Wirtsstuben samt daneben liegender Küche im Obergeschoss. Sie sind nach Südosten, parallel zur Straße, ausgerichtet (Abb. 2).

Alle drei Stuben weisen ein vollständig erhaltenes Nadelholztäfer auf, das in unregelmäßigen Abständen vertikal durch filigran profilierte Leisten in einzelne hochrechteckige Felder gegliedert ist. Im oberen Bereich wird die Verankerung an den meisten Wänden von einem

1 Gasthaus „Weißer Ochsen“, Ostansicht von 2007.

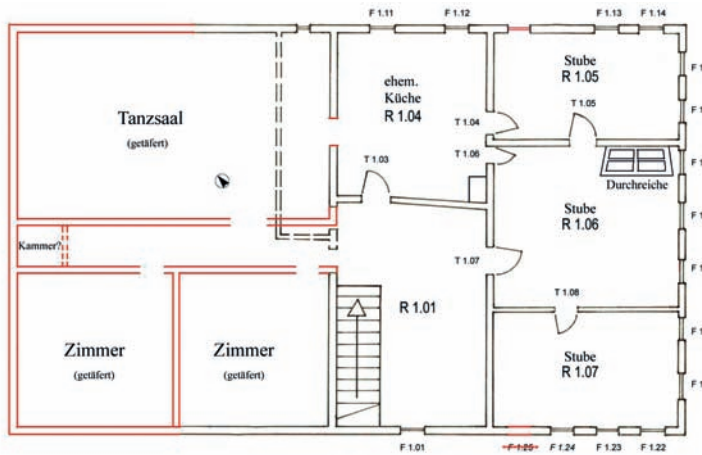


waagerechten Gesimsbrett geziert. Zwischen dem mittleren und dem östlichen Raum befindet sich eine Durchreiche, die mittels eines nach oben zu klappenden Türblattes geöffnet werden kann (Abb. 2, 3). Durch den mittleren Raum verläuft ein von hölzernen Säulen getragener Unterzug. Die Kassettendecken der drei Stuben sind durch filigrane Profile in rechteckige Felder gegliedert, wobei sich etwa in der Mitte eines jeden Raums ein achteckiges reich profiliertes Feld mit einem aufgemalten Tiermotiv befindet. Hier werden im östlichen und südlichen Raum je ein Ochse (vgl. Abb. 7) und im mittleren Raum ein Reh oder Lamm abgebildet (vgl. Abb. 8). Die gesamte Holzverkleidung erscheint in einem warmen Kastanienbraun. Lediglich die Decke der mittleren Stube ist glänzend schwarz überzogen.

Die Fußböden der drei Räume sind mit geglätteten Holzdielen belegt. Im mittleren Raum sind noch an Stelle des ausgebauten Ofens unter einer großflächig abgeplatzten Putzschicht Tonkacheln mit stilisierten floralen und geometrischen Schmuckmotiven anzutreffen (Abb. 4).

### Bauliche Veränderungen am Gebäude

Obwohl das Erd- sowie das Obergeschoss des hinteren von der Straße abgewandten Gebäudedrittels eine jüngere Untermauerung bzw. Fachwerkkonstruktion aufweisen, sind die darüber liegenden Dachstuhlgebände noch vollständig überliefert. Im Zuge der Umnutzung als Landwirtschaftsbetrieb wurden Mitte der 1950er Jahre



die beiden ursprünglichen kleinen Ställe im hinteren Teil des Erdgeschosses zu einem größeren Stall umgebaut. Der darüber liegende Tanzsaal sowie zwei weitere Zimmer blieben dabei nicht erhalten und sind nur aus der mündlichen Überlieferung bekannt. Hiernach waren auch diese Räume ähnlich wie die erhaltenen Stuben getäfert. Ihre Lage und Aufteilung konnte anhand der Überlieferung sowie der vorgefundenen baulichen Merkmale ziemlich genau rekonstruiert werden (vgl. Abb. 2).

Auch das erste Dachgeschoss zeigt Spuren einer ursprünglich anderen Aufteilung mit sechs Räumen; innerhalb des vorletzten Dachgebindes sind noch Spuren zweier ehemaliger Trennwände erkennbar (Abb. 5).

Die Bodenbeläge und Wandanstriche bzw. Tapeten sowie Türen, Fenster und Treppe des Erdgeschosses stammen ebenfalls aus der Umbauphase von 1955. Hier ist kaum noch bauzeitliche Substanz verblieben.

In den drei Stuben selbst ist als auffälligste und wohl älteste Veränderung eine Trennwand samt Tür zwischen der mittleren und der südlichen

Stube zu nennen. Sie zeichnet sich durch eine Rahmen-Füllung-Konstruktion und Horizontalgliederung aus (vgl. Abb. 5 und Kraume-Probst Abb. 2). Bemerkenswert ist, dass die wenigen Ergänzungen verlorener Profilleisten am restlichen originalen Bestand in ihrer Ausformung mit Einzelementen der Trennwand korrespondieren. Möglicherweise stammen die Ergänzungen am ursprünglichen Bestand und der Einbau der Wand aus der gleichen Zeit.

### Baulicher Zustand der Stuben

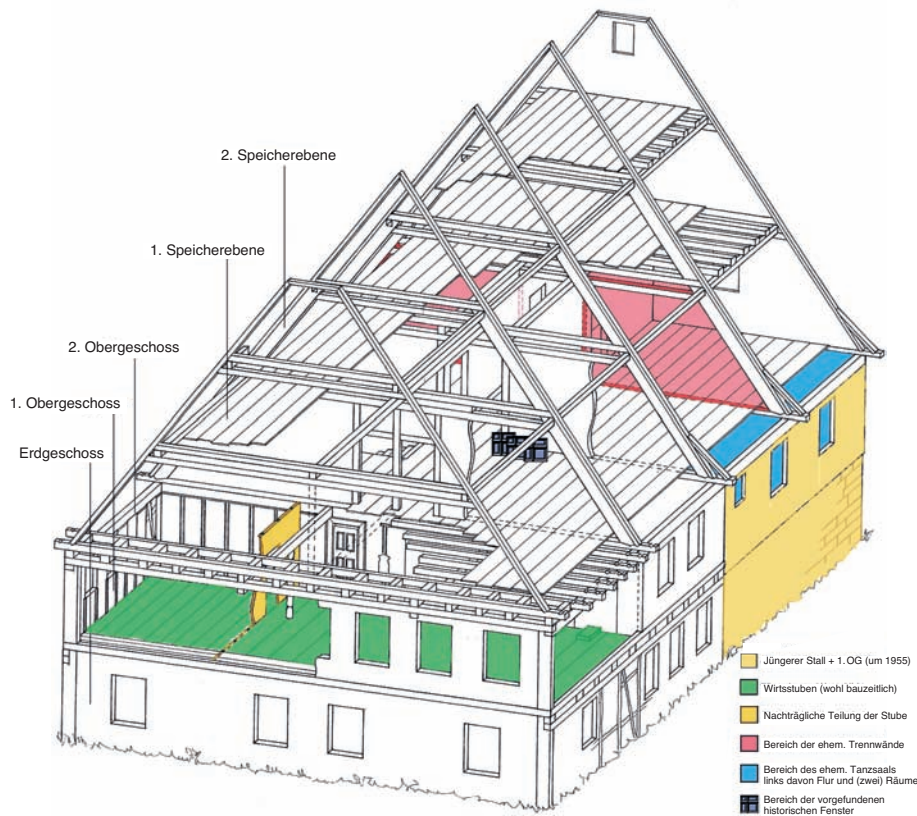
Generell sind vor jeglicher (Um-)Nutzung umfangreiche Reparatur- und Sanierungsarbeiten vonnöten. Im Gebäudeinneren, vor allem im Erdgeschoss, sind einige Lehmwickel (Wellerhölzer) der Decken und der Deckenputz beschädigt; mehrere Bereiche zwischen den Balkenlagen sind nicht passierbar. Aufgrund von Wassereintrag durch das (inzwischen teilweise neu eingedeckte) Dach gibt es einige Schäden und Setzungen im Bereich der ehemaligen Küche. Sämtliche Türen und Fenster sind reparaturbedürftig. Die drin-

2 Lage der getäferten Wirtsstuben: südöstliche Ausrichtung; R 1.05 bis 1.07. Rote Markierungen: Lage eines ehemaligen Tanzsaals sowie zwei weiterer (Gast-?) Räume.

3 Ansicht von Stube 1.06 nach Nordosten, zu Stube 1.05 (vgl. Abb. 2.).



4 Mittlere Stube mit überputzten Tonkacheln.



5 Zeichnerische Darstellung der baulichen Veränderungen des Gasthauses „Weißer Ochs“.

gendste Maßnahme ist jedoch eine Beurteilung des Gebäudes unter statischen Gesichtspunkten. Die seit Jahrzehnten unmittelbar über den Stuben im Dachgeschoss gelagerte Spreu rieselt zunehmend durch Ritzen und Fugen, sodass zahlreiche Kassettenelemente der Decke stark nach unten gedrückt werden. Ferner bildet die Spreu einen idealen Nährboden für mikrobielle Schadorganismen und ein perfektes Refugium für Mäuse. Durch die Feuchteinwirkung sind die Kassettendecken der südlichen und östlichen Stube stellenweise verfärbt und von Pilzen befallen. Punktuell ergaben Holzfeuchtemessungen Werte zwischen 21 bis 23 Prozent gegenüber einem unbedenklichen Wert von 15 bis 18 Prozent. Großflächige Bereiche der Raumschale, vor allem der Decken, weisen Ausflugschäden von Holz zerstörenden Insekten, sehr wahrscheinlich vom Gewöhnlichen Nagekäfer (*Anobium punctatum*), auf. Das Wandtäfer ist in allen drei Räumen in einem allgemein guten Zustand. Es fehlen lediglich einige geschweifte Zierelemente und eine Tafel ist verworfen. Einige der aufgenagelten profilierten Abdeckleisten sind zum Teil gelöst, verloren oder in deutlich einfacher Version ergänzt. Zahlreiche Ritzen und Fugen der Deckenverkleidung sind mit Zeitungspapier aus den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts abgedichtet. Die augenscheinlich intakten Wandelemente zeigten entsprechend der umgebenden Luftfeuchte Holzfeuchtwerte von maximal 18 Prozent, Werte, die vor allem hinsichtlich eines Pilzbefalls noch nicht Besorgnis erregend sind.

## Zustand der Oberflächen

Bis auf die Schadensbereiche der Stubendecken erscheinen die Oberflächen nach wie vor in ihrem tiefen warmen Farbton. Die achteckigen Deckenfelder sowie die diese umrahmenden karnisförmigen Profile der südlichen und östlichen Stube sind mit einer matten schwarz-bläulichen Substanz überzogen. Ein erkennbarer Pinselduktus sowie Bereiche, in denen die dunkle Fassung über die Profile hinausreicht, lassen auf Übermalungen schließen. Dennoch sind die Konturen der darunter befindlichen Ochsendarstellung noch erkennbar (Abb. 7).

Die mittlere Stube zeigt auf der Decke und zuweilen auf den Unterseiten der Gesimsbretter einen schwarzen, sehr dicken, glänzenden Belag. Dieser liegt unregelmäßig auf, wirkt pustelig und ist sehr hart und spröde. Trotz seiner hohen Deckkraft ist das Tiermotiv aufgrund unterschiedlicher Glanz- und Lichtbrechungsgrade auch hier noch zu erkennen. Interessanterweise handelt es sich hier nicht um Darstellungen von Ochsen, sondern um ein Lamm oder Reh (Abb. 8).

## Restauratorische Voruntersuchung der Oberflächen

Um weitere Informationen über die ursprüngliche Farbigekeit der achteckigen Deckenfelder zu erlangen, wurden Querschliffe von hier entnommenen Proben angefertigt. In erster Linie galt es, die ursprünglich holzsichtige Oberfläche sowie den schwarzen Belag an der mittleren Raumdecke zu identifizieren, um Möglichkeiten der schonenden Abnahme späterer Überfassungen zu diskutieren.

Mithilfe der Betrachtung der hauchdünnen Oberflächen unter UV-Strahlung, Lösungsmitteltests und eines mikrochemischen Verfahrens konnte auf den Oberflächen eine (Glutin-)Leimlasur nachgewiesen werden. Übereinstimmungen mit historischen Quellen zur Oberflächenbehandlung von Holzausstattungen im 18. Jahrhundert untermauern die Ergebnisse.

Das Bindemittel der beiden übermalten Oktogone wurde an der FH Köln mittels Infrarotspektroskopie als leinöl- oder standöhlhaltig identifiziert; über die darin enthaltenen Farbpigmente konnte keine Aussage getroffen werden. Zusätzliche Querschliffe erlaubten jedoch einen Einblick in eine darunter liegende weiße Schicht innerhalb des Ochsenumrisses. Eine weitere Probe neben der Tierkontur ließ eine hellblaue Fassung erkennen. Möglicherweise zeigte das Bild ursprünglich einen weißen Ochsen vor hellblauem Hintergrund. Somit scheint sich die Vermutung zu bestätigen, dass die Gastwirtschaft seit ihrer Gründung „Wei-

ber Ochsen“ hieß und der Name nicht aufgrund der heute hellen Hausfassade entstanden ist.

Der schwarze Belag der Raumdecke der mittleren Stube ließ sich dank Infrarotspektroskopie eindeutig als ein später aufgetragener harzhaltiger Anstrich identifizieren. Somit konnte ausgeschlossen werden, dass es sich um Verbrennungsprozesse aus dem ehemaligen Ofen oder der angrenzenden Küche handelte.

Nachdem mithilfe der Lösungsmitteltests geeignete Medien zur möglichen Entfernung des schwarzen Anstriches geprüft worden waren, musste ein Verdickungsmittel gefunden werden, damit das Lösungsmittel nicht zu schnell verdunstete. Ferner sollte die Möglichkeit, vor Ort und „über Kopf“ zu arbeiten, ausprobiert werden. Aufgrund der Transparenz und der damit verbundenen verbesserten Kontrollierbarkeit wurden Gele bevorzugt. Im günstigsten Falle sollte das Gel dafür sorgen, dass das Lösungsmittel lediglich auf den schwarzen Belag einwirkt, nicht jedoch den zu erhaltenden unteren Überzug angreift. Ein Versuch mit Klucel MF, gelöst in Ethanol und Aceton im Verhältnis 50:50, das „über Kopf“ angewendet wurde, zeigte nach anschließender Nachreinigung mit Ethanol ein sehr zufrieden stellendes Ergebnis. Der schwarze Anstrich scheint restlos entfernt und der darunter liegende Überzug unbeschädigt zu sein (Abb. 9). Allerdings ginge es bei einer gewünschten Abnahme des Anstriches um insgesamt ca. 30 m<sup>2</sup>. Es wäre in diesem Falle unbedingt nötig, ein größeres Probefeld anzulegen.

## Ausblick

Im Rahmen der Diplomarbeit sind die Stuben in ihrem Bestand und Zustand hinreichend in Form eines „Raumbuches“ dokumentiert worden. Dies diente dem Zweck, sowohl restauratorische Empfehlungen als auch – noch viel wichtiger – konservatorisch notwendige Sofortmaßnahmen formulieren zu können. Solange das Haus weiterhin leer steht, sind zunächst Letztere umzusetzen. Dazu gehört an erster Stelle die Kompletträumung des Hauses. In zahlreichen Räumen (außer den Stuben) befinden sich ausrangierte Möbel, Gebrauchsgegenstände, landwirtschaftliche Artikel und Abfall. Dies erschwert stellenweise die Begehung und verdeckt etwaige gefährliche marode Bereiche, die nicht ohne Schutzabdeckung betreten werden können. Der nächste unerlässliche Schritt wird eine Untersuchung des gesamten Hauses unter statischen Gesichtspunkten sein. Ferner sind etliche Gegenstände aus Holz, Metall, Porzellan, Papier etc. aus dem 18. und 19. Jahrhundert zu bergen und zu sichern. Jede weitere Begehung birgt die Gefahr des Verlustes oder ungewollter Zerstörung in sich.

Ein weiterer Hauptgrund für die Dringlichkeit des Ausräumens besteht darin, dass die stellenweise bis zur Decke gestapelten Gegenstände zahlreiche Schlupfwinkel für Mäuse bieten. Auch die oberhalb der Stuben viele Zentimeter dick aufliegende Spreu stellt geradezu ideale Lebensräume für Mäuse dar. Die Besiedlung bringt neben den Nageschäden vor allem die Kontamination mit Mäuseurin, die dadurch erhöhte Holzfeuchte und folglich Pilzbefall an der Deckenverkleidung mit sich. Daher ist die Spreu nach erfolgter Räumung restlos zu entfernen bzw. auszusaugen. Dies hat mit Schutzbekleidung und Atemschutzmasken zu erfolgen und sollte wegen einer möglichen Gefährdung durch Viren ausschließlich von einer Fachfirma durchgeführt werden.

Hinsichtlich des Insektenbefalls wurde in Absprache mit den zuständigen Denkmalbehörden vereinbart, dass ein Schädlingsmonitoring zunächst hinfällig ist, solange sich noch kein Käufer bzw. Investor für das Haus gefunden hat. Erst wenn Instandsetzungs- und Restaurierungsmaßnahmen weit voran geschritten sein werden, erscheint ein Monitoring mit Klebe- oder Lichtfallen sinnvoll, um sowohl einen Aktivitätsnachweis zu erbringen als auch die Art des Käfers zu identifizieren. Anschließend können bei Handlungsbedarf entsprechende Maßnahmen eingeleitet werden, da eine jetzige Bekämpfung nicht automatisch einen nachhaltigen vorbeugenden Schutz bedeutet.

Bezüglich des lokal begrenzten Pilzbefalls an den Stubendecken ist die Ursache der hohen Holzfeuchte zu beseitigen. Dafür ist zuerst die Dichtigkeit des Daches zu überprüfen. Zahlreiche Fugen und Schlitze zwischen den Ziegeln sind vor allem über dem am schlimmsten betroffenen südlichen Raum auszumachen. Da die Feuchtigkeitsnester klein und begrenzt sind und jene oben beschriebenen Schäden hervorrufen, scheint die Feuchtigkeit mitunter auf Mäuseurin zurückzuführen zu sein. Werden diese Mängel behoben, wird sich die Holzfeuchte (auch Ausgleichsfeuchte genannt) im lufttrockenen Bereich ( $u = 15\text{--}18\%$ ) ein-

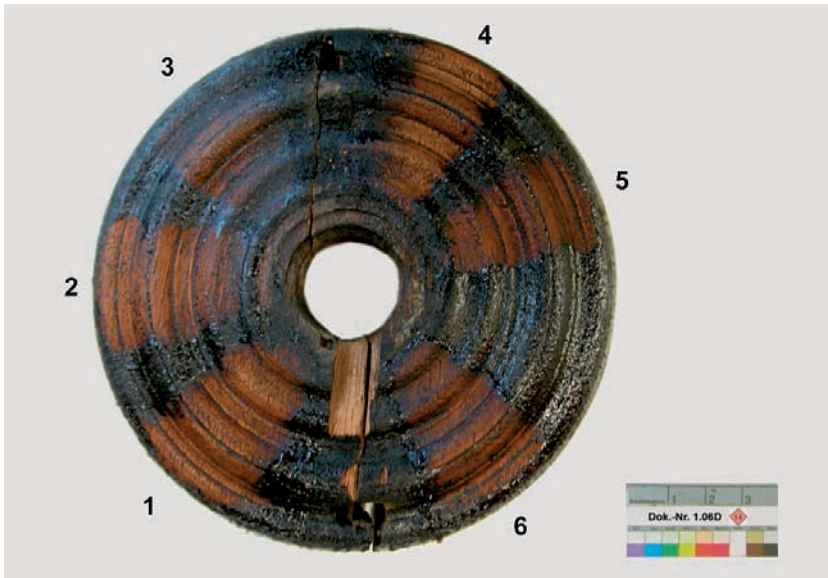


6 Östliche Stube, Kaminfegermotiv samt Initialen, sehr wahrscheinlich Andreas Hayes um 1840.

7 Südliche Stube, achteckiges Deckenfeld in der Raummitte mit übermaltem Ochsenmotiv.

8 Mittlere Stube, Decke mit schwarzem Anstrich, Darstellung eines Lamms (?).





9 Tests mit Lösemittelgelen zur Abnahme des schwarzen Anstrichs.

pendeln – bei unbedenklichen Werten, die auch an den gesunden Bereichen gemessen wurden. Außerhalb der Stuben sind im Zuge der Hausräumung alle Bestandteile der historischen Ausstattung gesondert zu sichern bzw. zu lagern. Bisher wurden beispielsweise im ersten Dachgeschoss (nahe des Treppenaufgangs) ausgebaute, sehr wahrscheinlich bauzeitliche Fenster gesichtet (vgl. Abb. 5). Zum einen besitzen sie einen unschätzbaren Wert als Primärdokument, zum anderen sollte deren Zustand und Restaurierbarkeit für einen etwaigen Wiedereinbau überprüft werden. Auch unscheinbare Kleinteile wie Türschlösser, Fensterverschlüsse, etwaige Reste des Kücheninventars etc., die zunächst nicht genau zuzuordnen sind, sollten gesondert aufbewahrt werden. Die im Raumbuch formulierten restauratorischen Empfehlungen sowie die Diskussion über die etwaige Abnahme des Anstrichs der mittleren Stubendecke sind momentan noch nicht relevant. Erst wenn sich ein Investor samt Nutzungskonzept gefunden hat, werden diese Fragen von Interesse sein. Drei plakative Gedankenspiele sollen das verdeutlichen: Gäbe es beispielsweise ein Dorfmuseum, so wäre der gewachsene Zustand samt schwarzem Anstrich unbedingt zu belassen. Gäbe es eher ein „historisches Erlebnishaus“, wäre die wasserempfindliche (da glutinleimgebundene) Oberfläche des Wandtäfers mit einer Schutzschicht zu sichern. Im Falle eines Privattraumes würde vermutlich der Wunsch bestehen, den schwarzen Anstrich zu entfernen. Goethe soll, wie erwähnt, im Oktober 1797 im „Weißen Ochsen“ abgestiegen sein. Interessanterweise hat er – als einer der Pioniere im 18. Jahrhundert – Schriften zur Entwicklung der Haltung gegenüber historischen Bauwerken verfasst. Er wird damals sicherlich bedeutendere und pompösere Gebäude gemeint haben und den seinerzeit nagelneuen Stuben des „Weißen Ochsen“

wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben. Was er aber wohl heute für Vorschläge hätte?

## Literatur

- Katharina Walch von Miller: Lösungsmittelgele und Seifen zur Trennung von Überzügen. Fallstudien und Erfahrungen aus der restauratorischen Praxis, München 2003.
- Gerhard Kittelberger: 850 Jahre Oferdingen im Steinlachtal. Festbuch zur Erstnennung des Dorfes um 1150, Tübingen 2000.
- Günter Eckstein: Empfehlungen für Baudokumentationen. Arbeitsheft Landesdenkmalamt Baden-Württemberg 7, Stuttgart 1999.
- Ursula Haller: Studien zur Herstellung und Anwendung von Lösungsmittel-Gelen, -Pasten und -Kompressen in der Restaurierung. Diplomarbeit am Institut für Technologie der Malerei an der staatlichen Akademie der Bildenden Künste, Stuttgart 1995.
- Gerda Wangerin: Bauaufnahme. Grundlagen – Methoden – Darstellungen, Braunschweig, Wiesbaden, 2. Auflage 1992.

## Glossar

### IR-Spektroskopie/Infrarotspektroskopie

Dabei handelt es sich um ein physikalisches Analyseverfahren, das mit infrarotem Licht (Wellenlänge zwischen 800 und 500 000 Nanometer) arbeitet. Das Verfahren wird zur quantitativen Bestimmung von bekannten Substanzen, zu deren Identifikation anhand eines Referenzspektrums oder zur Strukturaufklärung unbekannter Substanzen genutzt.

### Dachgebinde

Im Sparrendach das Dreieck aus Sparren und Dachbalken.

### Rahmen-Füllung-Konstruktion

Der „Rahmen“ ist ein Tragwerk aus Stahlbeton, Stahl oder Holz, meist in Rechteck- oder Dreiecksform. Bei einer Rahmen-Füllung-Konstruktion ist die Füllung entweder fast so dick oder gleich dick wie der Rahmen selbst.

### Lehmwickel und Wellerhölzer

Um den Lehm festmachen zu können, werden Wellerhölzer (Staken, Stecken, Stäbe) vorher mit Stroh umwickelt.

### Karnies

Dieser Schmuckteil ist meist an Gesimsen vorzufinden. Sein Kennzeichen: der Querschnitt in S-Form.

### Jürgen Felbinger

Diplomrestaurator (FH)  
Engesserstraße 6  
79108 Freiburg

# Restaurierung der Konrad-Scheibe vom Konstanzer Münster

Am Ostgiebel des Konstanzer Münsters befand sich bis zu seiner Demontage 1923 ein Ensemble aus vier Goldscheiben. Seit 1973 werden die Originalscheiben in der Krypta des Münsters aufbewahrt. In den Nischen des Ostgiebels wurden im selben Jahr galvanoplastisch erstellte Kopien angebracht. Anlässlich der Leihgabe der originalen Konrad- und einer Kopie der Christus-Scheibe für die vom Vorarlberger Landesmuseum durchgeführte Ausstellung „Gold – Schatzkunst zwischen Bodensee und Chur“ wurden unter Betreuung des Fachgebiets Restaurierung vom Landesamt für Denkmalpflege restauratorische und konservatorische Maßnahmen an Christus- und Konrad-Scheibe durchgeführt. In diesem Zusammenhang wurde die Konrad-Scheibe auch naturwissenschaftlich untersucht.

Rolf Dieter-Blumer / Katrin Hubert-Kühne

## Ikongrafie

Auf der Scheibe ist der heilige Konrad mit Bischofsstab und Buch im Flachrelief dargestellt. Er erscheint weitgehend „gesichtslos“ mit leeren Augenhöhlen, auch der Mund wirkt sehr klein.

Der heilige Konrad I. von Altdorf war von 934 bis 975 Bischof des Bistums Konstanz. Er wurde um 900 geboren und entstammte dem Adelsgeschlecht der Welfen. Seine Ausbildung erhielt er im Konstanzer Domkapitel und in St. Gallen. Konrad pilgerte wiederholt nach Jerusalem und Rom, von wo er mehrere Reliquien mitbrachte. Einen Großteil seines Privatvermögens stiftete er für Spitäler, Kirchen und Klöster. Am 26. November 975 starb Konrad, seine Heiligsprechung erfolgte im Jahr 1123 auf dem ersten Laterankonzil durch Papst Calixtus II. Seit dieser Zeit nimmt seine Verehrung in Konstanz einen besonderen Stellenwert ein.

## Ursprüngliche Anbringung der Scheiben

Eine Darstellung aus dem 16. Jahrhundert belegt, dass die vier Scheiben zu diesem Zeitpunkt, vom Bodensee her weithin sichtbar, außen am Chorgiebel des Konstanzer Münsters in dreieckiger Anordnung angebracht waren.

Im Zusammenhang mit der Abnahme der Kopie der Christusscheibe vom Ostgiebel des Münsters (die Kopie ging nach Bregenz, da das Original für die Reise zu fragil war) im Frühjahr 2008 ergab sich die Möglichkeit, die offen liegenden Wandflächen bauhistorisch zu untersuchen. Durch dendrochronologischen Nachweis konnte belegt werden, dass der Ostgiebel 1432 im Zusammen-

hang mit dem Einbau der drei großen Ostfenster und der Choreinwölbung erneuert wurde. Für die ursprüngliche Anbringung der Goldscheiben lassen sich daher vom Baubestand ausgehend keine Anhaltspunkte gewinnen.

## Restaurierung und Konservierung der Konrad-Scheibe

Die mit 17 großen Eisennägeln auf einer Holzplatte aufgenagelte metallene Konrad-Scheibe wurde vom Träger abgenommen, um Reinigungsmittelrückstände vorder- wie rückseitig entfernen zu können. Die Eisennägel von 1923 wurden durch mit Filz unterlegte Kupferschrauben ersetzt, dies erleichtert eine gegebenenfalls notwendige Wiederabnahme. Die Schraubköpfe glich man in ih-



1 Die größte der vier Scheiben, die annähernd zwei Meter große Christus-Scheibe (hier als Kopie am Ostgiebel), stellt dem Bildtypus der Majestas Domini folgend den thronenden Christus, flankiert von zwei Engeln, dar.





rer Form den Nägeln von 1923 an. Der keineswegs fachmännisch, ebenfalls 1923 ergänzte Nimbus aus Orgelpfeifenzinnblech wurde gesichert und nicht wieder montiert. Die damals für die Befestigung in die Konrad-Scheibe gebohrten Schraubenlöcher wurden mit Kunstharz reversibel verschlossen. Über die Wiederanbringung des Nimbus soll im Rahmen der Restaurierung der drei anderen Scheiben im Gesamtzusammenhang diskutiert werden.

#### Natur- und restaurierungswissenschaftliche Untersuchungen

Begleitend zur Restaurierung wurde die Scheibe im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen geröntgt und am Forschungsinstitut für Edelmetalle in Schwäbisch Gmünd metallurgisch untersucht. Das laut Röntgenfluoreszenzanalyse (RFA) aus nahezu reinem Kupfer bestehende, getriebene Relief ist teilweise feuervergoldet (Schichtdicke von 3–4  $\mu\text{m}$ ). Andere Metalle konnten nicht festgestellt werden.

Die Röntgenuntersuchungen belegten, dass der heilige Konrad ehemals über ein ausgearbeitetes Gesicht, zumindest jedoch über einen Mund, verfügte. Mund und Augen wurden durch einen später erfolgten „Planiervorgang“ – von der eigentlichen Ansichtsseite her unsichtbar – „ausgebeult“. Einzig vom Gesicht erhalten geblieben sind Augenhöhlen und Nasenkontur. Die heute als Mund gedeutete Vertiefung unter der Nase ist eigentlich ein Rest der Kinngrube.

Die unvergoldeten Bereiche zeigen Reste einer roten Farbfassung, die an mehreren Stellen durch Löcher und Risse auf die Rückseite durchgedrun-

gen ist. Eine Pigmentanalyse ergab für das rote Pigment, Eisen(III)-oxid, einen natürlich vorkommenden Hämatit.

#### Herstellungstechnik und Erhaltungszustand

Die Konrad-Scheibe wurde aus einem Stück Kupferblech mit einem mittleren Durchmesser von 98 cm ausgeschmiedet und plastisch als getriebenes Flachrelief ausgearbeitet. Die Konturlinien wurden mit dem Schroteisen eingetieft, die Darstellung durch eine deckende Feuervergoldung vom kupferfarbenen Grund abgesetzt.

Bisher lässt sich festhalten, dass die Konrad-Scheibe starke Überarbeitungen aufweist. Daraus resultierten teilweise auch wilde Patinabildungen auf der Rückseite zwischen Holzträger und Kupferplatte. Die auf ein Absäuern im Zusammenhang mit früheren Renovierungen hinweisenden Spuren sind in Rissen und Spalten sichtbar. Die Vergoldungen sind teilweise gefährdet oder bereits geschädigt. Spannungsrisse im Bereich der Platte entstammen der Herstellung oder einer historischen Umarbeitung. Auch der Nimbus ist in der heutigen Form eine Zutat aus neuerer Zeit. Die noch ausstehende Untersuchung an den übrigen Goldscheiben wird sehr wahrscheinlich zu weiteren interessanten Resultaten führen.

#### Datierung der Scheiben

Die durch die Restaurierung der Konrad-Scheibe gewonnenen Erkenntnisse lassen keine Rückschlüsse auf das Alter der verwendeten Materia-



lien zu. Auch ist der Holzträger, auf denen die Scheiben montiert sind, neuzeitlich, er wurde wohl während der Restaurierungsphase 1923 in Fichte, und nicht, wie oft zitiert, in Eiche hergestellt. Stilistisch ist die Scheibe dadurch, dass der Mund und die Pupillen der Augen entfernt und überarbeitet wurden, problematisch. Durch diese Veränderung und die damit einhergehende platte Erscheinung des Gesichts wirkt die Scheibe heute etwas unbeholfen. Im Katalog der Ausstellung in Bregenz wird die Scheibe mit Nimbus abgebildet und auf 1240 datiert. Die ebenfalls nach Vorarlberg ausgeliehene und in Feldkirch ausgestellte Kopie der Christusscheibe wird im Ausstellungskatalog im Original abgebildet und hier mit „um 940“ datiert. Hier ist im Rahmen der Restaurierung der verbliebenen und noch nicht untersuchten Scheiben mit weiteren Ergebnissen zu rechnen.

## Literatur

Tobias Natter: Gold – Schatzkunst zwischen Bodensee und Chur (Ausstellungskatalog), Bregenz 2008, S. 84–85.

Stephan King: Bauarchäologischer Untersuchungsbericht zum Ostgiebel des Konstanzer Münsters, [2008] (nicht publiziert).

Helmut Maurer: Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz – das Bistum Konstanz 2: Die Konstanzer Bischöfe vom Ende des 6. Jahrhunderts bis 1206. In: *Germania Sacra Neue Folge* 42,1, Berlin 2003, S. 132.

Ulrich Kuder: Die Konstanzer Christusscheibe. In: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung* 115 (1997), S. 1–88.

Heribert Reiners: Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz. In: *Die Kunstdenkmäler Südbadens, Konstanz* 1955, S. 419–424.

## Praktische Hinweise

Die Goldscheiben sind im Original in der Krypta des Konstanzer Münsters zu bewundern. Ein Blick auf die Kopien an der Ostseite kann vom Stadtgarten oder vom See aus geworfen werden. Weitere Informationen unter [www.muenster-konstanz.de](http://www.muenster-konstanz.de).

## Glossar

### Feuervergoldung

Historisches Verfahren zur stromlosen Vergoldung von Oberflächen. Zur Feuervergoldung wird eine Legierung aus Quecksilber und Gold, ein so genanntes



Amalgam, auf das zu vergoldende Metallobjekt aufgestrichen. Diese meist bräunliche, streichfähige Substanz wird erhitzt. Durch das Abdampfen des Quecksilbers bei ca. + 200 °C bleibt reines Gold zurück, das sich metallisch mit der Oberfläche verbindet

3 Ausschnitt aus der Kopie der feuervergoldeten Christus-Scheibe (Kopie) am Ostgiebel.

### Galvanoplastische Kopie

Auf einem entsprechend vorbereiteten Abdruck der originalen Oberfläche des zu kopierenden Objekts wird unter Gleichstrom in einem Kupfersulfatbad Kupfer abgeschieden. Dies zeichnet 1:1 die Oberfläche der Originalscheibe ab. Präzises Verfahren zur Herstellung von metallischen Kopien und Hohlkörpern.

### Röntgenfluoreszenzanalyse

Zerstörungsfreie Analysenmethode der modernen Metallurgie. Mithilfe der RFA (Kurzform, englisch: XRF) können die elementaren Zusammensetzungen von Metalllegierungen quantitativ gemessen werden.

**Rolf-Dieter Blumer**

Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege

**Katrin Hubert-Kühne**

Restauratorin  
Brauneggerstraße 34a  
78462 Konstanz

# Ortstermin



## Die alte Schule in Weinheim-Oberflockenbach Großsachsener Str. 22 (Rhein-Neckar-Kreis)

Im Jahr 1877, kurz nach der Aufhebung der konfessionellen Bindung, wurden die Schulen von Oberflockenbach und Steinklingen vereinigt. Das bedeutete für alle Oberflockenbacher Kinder, dass sie fortan den Weg ins benachbarte Steinklingen gehen mussten. Nachdem um die Jahrhundertwende die Schülerzahl stark angestiegen war, beschloss Gemeinderat und Bürgerausschuss von Oberflockenbach 1907 den Bau einer eigenen Schule. Während sich die Planungen und die Suche nach einem geeigneten Bauplatz über Jahre hinzogen, unterrichtete man die Kinder von 1909 an behelfsmäßig im Bürgersaal des Rathauses. Trotz des wiederholten Protests des Großherzoglich Badischen Schulrats zog sich dieses eigentlich auf zwei Jahre begrenzte Provisorium hin und musste sogar noch um den Tanzsaal des Gasthauses Rose als zweiten Unterrichtsort erweitert werden. Erst am 31. August 1913 konnte der Schulneubau endlich eingeweiht werden. Doch ein regulärer Unterricht war kaum möglich, denn schon im Dezember entdeckte man Risse in den Decken. Als Grund hierfür wies eine Untersuchung die Verwendung von Beton minderer Qualität nach. Die Decken mussten ausgetauscht werden, sodass der eigentliche Schulbetrieb erst 1915 beginnen konnte. Größere Eingriffe, wie die seit 1927 immer wieder geforderte Einrichtung einer Schulküche oder

der Anbau eines neuen Flügels zur Unterbringung von modernen Toilettenanlagen und weiteren Unterrichtsräumen (1952/53), unterblieben in der Folgezeit. Vielmehr führte man bis zum Umzug der Schüler in einen außerhalb der Ortsmitte errichteten Neubau zu Beginn der 1970er Jahre nur Reparatur- und geringfügige Modernisierungsarbeiten durch. Auch nach der Räumung der Schule gab es keine großen Veränderungen. Die Gemeinde vermietete das Gebäude zu Wohnzwecken und brachte seit 2001 außerdem Jugendgruppen und Vereine darin unter. Schließlich verkaufte man die Schule 2007 an einen privaten Eigentümer.

Die Pläne für den zweigeschossigen Putzbau lieferte Adam Eberhardt (1877–1944), der in Weinheim zuerst als freier Architekt, ab 1911 als Stadtbaurat und von 1927 bis 1934 als Stadtbaurat tätig war. Neben einigen öffentlichen Gebäuden in Weinheim, darunter die Friedrichschule, entwarf er zahlreiche Privatbauten. Seine Oberflockenbacher Schule, die etwas zurückgesetzt oberhalb der Straße liegt, besteht aus zwei deutlich voneinander abgesetzten Baukörpern. Die Fassade des rechten wird von hellen Putzfeldern und großen, schlicht gerahmten Fenstern gegliedert, hinter denen die Schulsäle liegen. Hier befindet sich auch der von seitlichen Sandsteinli-

senen betonte Haupteingang, zu dem eine repräsentative Treppe führt. Zusätzlich rahmt ein Sandsteinbogen diesen Bereich. Der linke Bauteil, der hauptsächlich Wohnzwecken dient, ist daneben kleiner und springt mit der Fassade leicht zurück. Seine Fensteröffnungen besitzen geringere Maße und sind mit geohrten Gewänden sowie Läden versehen.

Neben den Sandsteingliederungen macht der Bau besonders im Detail durch eine dem Jugendstil entlehnte Formensprache auf sich aufmerksam: Die Unterseite des relativ weit überstehenden Daches ist durch Schmuckkassetten verziert. Die Pfeiler seitlich des Haupteingangs zeigen einen Würfelfries, die Kapitelle besitzen kleine Schnecken sowie eine Blüte. Ähnliche Motive fanden bei der Gestaltung der Türen, ihrer Griffe und bei der Rahmung des Wasserbeckens in der Eingangshalle Verwendung.

Betritt man das Gebäude über die vordere Außentreppe, so gelangt man zuerst in einen großen Vorraum mit Terrazzoböden. Rechts davon befanden sich ein großer Unterrichtssaal („A-Saal“) sowie das Schülertreppenhaus mit seiner steinernen Treppe. Der linke Bereich des Gebäudes war von Anfang an unterteilt: Neben dem Zimmer des Unterlehrers waren hier Sanitäreinrichtungen sowie ein Raum zur Aufbewahrung von Lehrmitteln untergebracht. Letzterer diente gleichzeitig dem Religions- und Handarbeitsunterricht („C-Saal“). Vom Hof her erreicht man ein zweites kleineres Treppenhaus mit einer Holzstiege, das zur Lehrerwohnung im ersten Obergeschoss führte. Sie umfasste 4 Zimmer, Küche und Abort. Über dem Saal im Erdgeschoss befand sich der zweite große Unterrichtssaal, der „B-Saal“.

Der neue Eigentümer setzte sich bei seinen Arbeiten zum Ziel, möglichst wenig Eingriffe in den Bestand vorzunehmen und so weit wie möglich die historische Ausstattung zu erhalten. Im linken Bereich des Erdgeschosses nutzte er die bestehenden Räumlichkeiten zur Einrichtung einer kleinen Ferienwohnung, wobei er hier ebenso wie im gesamten Haus die historischen Böden, die schönen Türen sowie die vorhandenen Wandverkleidungen erhielt und aufarbeitete. Die Neuerungen beschränken sich – mit Ausnahme der Funktionsräume – auf die zurückhaltend gestaltete Einrichtung. Dadurch blieb der Eindruck des historischen Gebäudes weiterhin erfahrbar. Um den A-Saal nutzbar machen zu können, wa-



1 Instandgesetztes historisches Fenster, ehemaliger Schulsaal im ersten Obergeschoss.

ren einige Änderungen notwendig. Durch Leichtbauwände wurde er in einzelne (Hotel-)Zimmer unterteilt. Weitgehend unverändert blieben dagegen die Vorhalle sowie die beiden Treppenhäuser. Auch der Schulsaal im ersten Obergeschoss konnte erhalten werden, indem er heute als großzügiges Wohnzimmer dient. Von hier aus gelangt man durch einen neuen Wanddurchbruch in die Räume der ehemaligen Lehrerwohnung, die nicht nur ihre ursprüngliche Funktion – Wohnen –, sondern auch ihre Unterteilung und Ausstattung beibehielten.

Besondere Beachtung verdient der Erhalt der historischen Fenster mit ihrer zarten Sprossengliederung und ihren alten Beschlägen. In liebevoller Kleinarbeit wurden sie vom Bauherrn repariert und instandgesetzt. Auch das historische Glas konnte gerettet werden, da auf eine Aufrüstung der Isolierung verzichtet wurde. So behielten die einfach verglasten Fenster ihre historische Aussage und Ästhetik, ein leider sehr seltener und deshalb umso erfreulicherer Fall für die Denkmalpflege.

Andrea Rößler vom Stadtarchiv Weinheim sei an dieser Stelle für ihre Unterstützung gedankt.

**Dr. Claudia Baer-Schneider**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 25 – Denkmalpflege

## Rainau-Buch II

Band 1 – Text

Bernhard A. Greiner



Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege  
Konrad Theiss Verlag Stuttgart

# Neuerscheinungen

Bernhard A. Greiner

Rainau-Buch II. Der römische Kastellvicus von Rainau-Buch (Ostalbkreis)

Die archäologischen Ausgrabungen von 1976 bis 1979

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 106, hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart 2008

2 Bde., Bd. 1 – Text, Bd. 2 – Katalog und Tafeln, 254 S., 300 Abb., 26 Tab., zahlr. Taf.

ISBN 978-3-8062-2244-9, 94 Euro

Bezug über Theiss-Verlag

In den Jahren von 1975 bis 1980 fanden im Kastellvicus von Rainau-Buch im Ostalbkreis, unweit nordöstlich von Aalen, umfangreiche Ausgrabungen der Archäologischen Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg unter Leitung von Dieter Planck statt. Auslöser für die Grabungen waren die Planungen für eine Neutrassierung der Bundesstraße 290 zwischen Aalen und Ellwangen und für einen Jagst-Stausee. Im Zuge dieser Ausgrabungen wurden nicht nur erstmals großflächig Teile der Vicusbebauung eines römischen Limeskastells am raetischen Limes untersucht, sondern auch das Kastellbad sowie zwei Steingebäude. Letztere wurden bereits 1999 von Gabriele Seitz als Band 57 der gleichen Reihe unter dem Titel „Rainau Buch I“ vorgelegt. Besondere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit erhielten die Grabungen von Rainau-Buch vor allem durch die spektakulären Hortfunde aus mehreren Brunnen, die heute zentrale Fundstücke des Limesmuseums Aalen sind. Rainau II legt nun die reichhaltigen Befunde und Funde der Vicusgrabung vor. Nach einer kurzen Einführung werden die Bauphasen und die Vicusstruktur erläutert. Es handelt sich um einen Vicus vom Ringtypus mit terrassierten Streifenhäusern in Holzfachwerkbauweise, der zu Beginn der zweiten Bauphase großflächig abgerissen und neuparzelliert wurde. Von besonderer Bedeutung für die Stellung des Kastellvicus innerhalb der Limesforschung ist die Auswertung der umfangreichen Dendrodatenserie der in den Brunnen und Latrinen erhaltenen Hölzer. Mit diesen konnten unter anderem der Baubeginn des Vicus (und damit die Vorverlegung des raetischen Limes), die geplante Neuanlage des Vicus im Zusammenhang mit dem Ausbau des Limestores und dem Bau der raetischen

Mauer sowie ein germanischer Überfall mit großflächigen Zerstörungen jahrgenau auf 161, 193 bzw. 254 n. Chr. festgelegt werden. Im Anschluss daran werden die Materialgattungen mit den wichtigen Funden besprochen. Nicht nur die bekannten Schatzfunde, sondern vor allem die einzigartigen Holzobjekte und die viele tausend Stücke umfassenden Metall- und Keramikfunde geben einen bislang so nicht bekannten Eindruck vom täglichen Leben in einem Kastellvicus am Rande des Römischen Reiches.

Die Auswertung wird von Beiträgen verschiedener Wissenschaftler zum römischen Glas, zu Schlacken und Leder ergänzt. Im zweiten Band werden die Befunde mit dem darin eingegliederten Fundmaterial vorgelegt.

Ellen Pietrus

Heinrich Dolmetsch. Die Kirchenrestaurierungen des württembergischen Baumeisters

Forschungen und Berichte zur Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Band 13, hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart 2008

408 S., 406 meist farbige Abb.

ISBN 978-3-8062-2171-8, 98 Euro

Bezug über Theiss-Verlag

Der Architekt Heinrich Dolmetsch (1846–1908) war auf dem Gebiet des evangelischen Kirchenbaus im ehemaligen Königreich Württemberg an führender Stelle tätig. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag dabei auf Umbauten, Erweiterungen und Restaurierungen von Kirchen. Aufgrund der Vielzahl seiner Restaurierungsmaßnahmen und der räumlichen Begrenztheit seiner Tätigkeit prägte er die württembergische Kunstlandschaft. Die noch erhaltenen Kirchengestaltungen führen eindrucksvoll seine Liebe zum Kunstgewerbe und sein Bemühen um eine funktionale Anordnung der Ausstattungstücke vor Augen. Das Buch bietet erstmals einen Überblick über das kirchenbauliche Werk Heinrich Dolmetschs anhand quellennaher Darstellungen der jeweiligen Entwurfsprozesse. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Frage nach dem Umgang mit der historischen Bau- und Ausstattungssubstanz. Reichhaltig vorhandenes Plan- und Fotomaterial gibt Aufschluss über die Motivation der jeweiligen Maßnahmen und lässt anschaulich Dolmetschs Gestaltungsprinzipien deutlich werden.



# Buchbesprechungen

Tobias Möllmer  
Das Palais Lanz in Mannheim

Französische Architektur im Deutschen Kaiserreich (Beiträge zur Mannheimer Architektur- und Baugeschichte Nr. 5), Verlagsbüro v. Brandt, Mannheim 2008.

144 Seiten mit 124 teils farbigen Abbildungen. ISBN 978-3-926260-73-4, 28 Euro

Das von 1908 bis 1913 in der vornehmen Mannheimer Oststadt errichtete Palais Lanz zählt zu den ungewöhnlichsten Bauten, die der ausgehende Historismus im deutschen Südwesten hervorgebracht hat. Wie auf einem Sockel ausgestellt ragt der massige Sandsteinbau mit hohen Geschossen und bekrönender Attika aus dem Meer der gediegenen Stadtvillen heraus. Das zur Schau gestellte Kolossalgeschoss greift erkennbar Motive des Pariser Louvre auf und vermittelt anschaulich den gesellschaftlichen Anspruch, den der Bauherr, der bedeutende Landmaschinenhersteller Dr. Karl Lanz, mit seinem neuen Wohnsitz verband. Um dessen baukünstlerisch und stilistisch herausragende Stellung zu gewährleisten, beauftragte Lanz den französischen Architekten Eugène Saint-Ange, der ihm von Besuchen bei Geschäftsfreunden in Paris bekannt war. Saint-Ange schuf eine typologisch zwischen Hotel particulier und Residenzschloss angesiedelte Palastarchitektur, die Formen des Louis quinze mit älteren Vorbildern des 17. Jahrhunderts mischte. Der

Umbau 1922 bis 1924 zum Telegrafenamts, der das französische Steildach samt Lukarnen gegen ein Attikageschoss mit Balustrade eintauschte und so das prononciert französische Bild zugunsten eines allgemeineren Schlosscharakters verwischte, tat der Grundaussage des Palastes keinen Abbruch: Hier lebte ein Industrieller, der sich als Fürst verstand, seine Initialen KL gut sichtbar im Gebälk platzierte und mittels einer bei französischen Adelshäusern abgeschauten Wohnkultur seine nicht angeborne, sondern verdiente Noblesse demonstrierte.

Tobias Möllmer führt den Leser souverän von der Planungs- und Baugeschichte über eine Charakterisierung des Bauherrn und seines Wohnpalastes zur breit angelegten Einordnungsgeschichte dieses Sonderbaus. Kenntnisreich schildert er die historisierende Rezeption der französischen Königsstile in Frankreich und ihre seltenen Ausläufer im Deutschen Reich, setzt das so gezeichnete Bild in Bezug zum Mannheimer Privatbau vor und nach 1900 und schließt mit einer Monografie zum bislang wenig beachteten Architekten Saint-Ange ab. Opulent bebildert und grafisch ansprechend gestaltet ist die Publikation eine rundum erfreuliche Erscheinung, die ein wichtiges Kapitel der Mannheimer Baugeschichte aufarbeitet und nachvollziehbar präsentiert.

*Melanie Mertens*

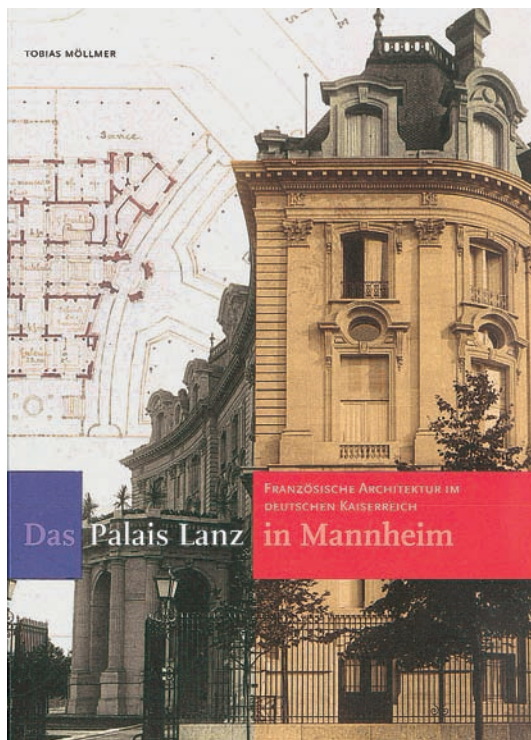
Andreas Hauptmann  
und Volker Pingel (Hrsg.)  
Archäometrie

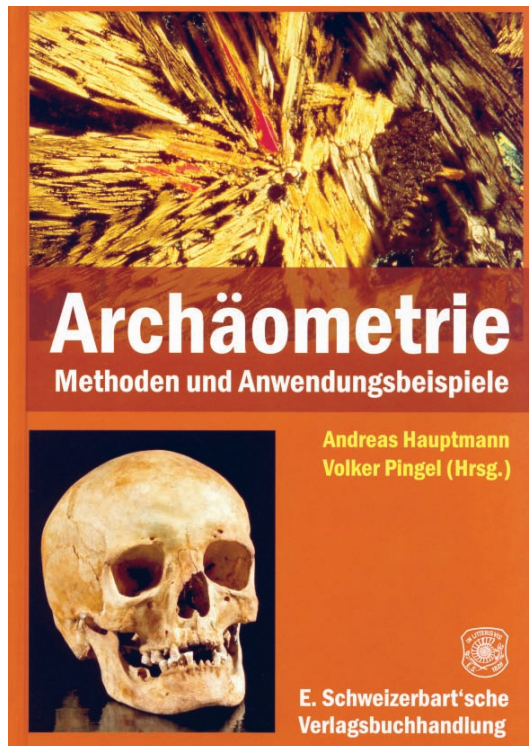
Methoden und Anwendungsbeispiele, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermiller), Stuttgart 2008.

264 Seiten, 21 farbige und 117 SW-Abbildungen, 6 Tabellen  
ISBN 978-3-510-65232-7, 49,80 Euro

Das vorliegende Buch entstand aus einer Vortragsreihe, die in den Jahren 2001 und 2002 von den Herausgebern Andreas Hauptmann und Volker Pingel organisiert wurde, um zu verdeutlichen, welchen Beitrag Wissenschaftler aus verschiedenen naturwissenschaftlichen Fachrichtungen zur Lösung archäologischer und historischer Fragestellungen leisten können.

Fachleute aus der Biologie, Geologie, Geografie und Geophysik behandeln in fünf thematischen Abschnitten Verfahren zur Untersuchung organischer und anorganischer Funde im archäologischen Kontext, numerische Datierungsmethoden und Prospektionstechniken, die bei der Erforschung kulturhistorischer und paläoökologischer





Hintergründe der Mensch-Umwelt-Beziehung angewendet werden können.

In jedem Artikel werden konkrete Beispiele aufgeführt, die die Anwendung der Methode in der Praxis veranschaulichen. Leider werden manche Beiträge, in der Bemühung, viele unterschiedliche Anwendungsbeispiele vorzustellen, viel zu detailliert geschrieben. Daher geht teilweise der rote Faden im Text verloren. Im ersten Abschnitt werden in Beiträgen von Norbert Benecke und Joachim Wahl die Bedeutung und Aussagefähigkeit von tierischen und menschlichen Skelettresten aus unterschiedlichen archäologischen Fundlagen erläutert. Elisabeth Stephan setzt sich mit der Anwendung der Isotopenanalysen im Hinblick auf die Umweltrekonstruktion auseinander. Im Beitrag von Susanne Hummel werden Grundlagen und Anwendungsbereiche der aDNA diskutiert. Im zweiten Abschnitt werden die Methoden der Untersuchung anorganischer Funde abgehandelt: Keramik durch Marino Maggetti, Glas durch Peter Hoffmann, Martin Heck und Claudia Theune und schließlich Metall im Beitrag von Andreas Hauptmann.

Der dritte Abschnitt widmet sich den in der Archäologie häufig angewandten Datierungsmethoden. Bernd Kromer erläutert, wie man sich die Radiokohlenstoffmethode zunutze macht. Dieter Eckstein und Sigrid Wrobel stellen die Dendrochronologie vor und Günther A. Wagner fasst die

Anwendungsmöglichkeiten der Lumineszenzdatierung zusammen.

Im nächsten Abschnitt rekonstruiert Bernt Schröder im einzigen geoarchäologischen Beitrag die Umwelt und Landschaft der Ägäis.

Das Buch endet mit zwei Beiträgen über die archäologische Landschaftserkundung. Baoqan Song setzt sich mit der Technik und Anwendung der Luftbildarchäologie auseinander. Uwe Casten stellt die geophysikalischen Prospektionsmethoden vor.

In mehreren Beiträgen werden der gleichberechtigte Einsatz und das gegenseitige Ergänzen von konventionellen und modernen analytischen Methoden befürwortend diskutiert. So können beispielsweise die Anthropometrie und die aDNA-Analyse für die individuelle Geschlechtsbestimmung am Skelett ergänzend angewendet werden. Ferner wird in den Beiträgen wiederholt betont, dass die Zusammen- bzw. Teamarbeit von Wissenschaftlern aus verschiedenen Forschungsdisziplinen von größter Bedeutung ist.

Der Leser wird die selbstkritische Betrachtung der Methoden begrüßen, ebenso den Ausblick am Beitragsende, in dem Anregungen für weitere Forschung auf dem Gebiet sowie Anwendungshinweise geboten werden.

Die Beiträge werden durch verständliche Abbildungen illustriert. Etwas unglücklich scheint allerdings die Wahl der Abfolge der Farbabbildungen, da diese ungeachtet ihrer Zugehörigkeit nach dem ersten Drittel des Buches aufgeführt werden, wobei die entsprechenden Artikel erst später kommen. Nach jedem Beitrag folgt eine Liste von literarischen Kurzbelegen, das vollständige Literaturverzeichnis befindet sich erst am Ende des Buches. Diese Lösung wirkt eher platzraubend als übersichtlich.

Dieses Buch ist empfehlenswert für Studierende, die nach interessanten Themen und Fragestellungen für ihre Abschlussarbeiten suchen, genauso für Fachleute, die sich einen Überblick über die Möglichkeiten der Archäometrie verschaffen wollen. Die Beiträge eignen sich auch für Laien, die sich für archäologische Forschung und die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden interessieren, da sogar komplizierte und komplexe Themen, wie z. B. Isotopenanalysen, Untersuchung und Auswertung der alten DNA oder geophysikalische Prospektionstechniken dem Leser verständlich und spannend nahegebracht werden.

*Zuzana Obertová*

Leo Schmidt  
Einführung in die Denkmalpflege

168 Seiten mit 32 SW-Abbildungen  
Gebunden  
24,90 Euro  
ISBN 9783806220759  
Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Denkmalpflegerisches Handeln ist seit dem legendären Denkmalschutzjahr 1975, in dem Denkmalschutzgesetze erlassen, Landesdenkmalbehörden gegründet, Planstellen für Denkmalpfleger geschaffen und Millionen Zuschussmittel bereitgestellt wurden, ein komplexes, nur schwer überschaubares Geschäft geworden. Da nimmt es nicht wunder, wenn in den letzten Jahren geradezu eine Flut von Veröffentlichungen zu diesem Spezialthema auf den Markt kommt. Die Zeiten sind wohl vorbei, in denen Denkmalpflege als „Akt der Lebensfreude“ (S. 151) verstanden wird. Umso begieriger greift der fachlich vorbelastete Leser zur jüngst erschienenen „Einführung“, etwa in der Hoffnung, eine klärende oder ordnende Standortbestimmung des Faches zu finden. Um es vorwegzunehmen: Mit dieser Erwartungshaltung wird man dem angezeigten Buch nicht gerecht. Auch wenn der Autor konstatiert, die Denkmalpflege befände sich als Fachdisziplin und Organisation im Umbruch, gibt er sich doch bescheiden. Er möchte alleine einen ersten Überblick, was Denkmalpflege ist und will, vorlegen. In weiten Teilen des Buches gelingt ihm dies. Die unterschwellig geweckten Erwartungen, wie denn konkret mit der Umbruchsituation umgegangen werden könnte, werden jedoch enttäuscht.

Leo Schmidt führt kenntnisreich in alle Bereiche der Denkmalpflege ein. Dies geschieht mit dem Wissen um den „prozesshaften Charakter von Denkmälern“, den er als Möglichkeit für Nutzung und Gestaltung begreift. Erfrischend seine Beobachtung, dass „alle Gesetze... Denkmalschutzgesetze heißen, nicht Denkmalpflegegesetze“ und damit suggeriert wird, dass „die Pflege der Denkmale keiner gesetzlichen Regelung bedarf“ (S. 137). Vermutlich setzt der Autor als Grundwissen voraus, dass es eine breitgefächerte juristische Kommentarliteratur gibt, die denkmalpflegerische Spielräume „Leitlinien“ (S. 137) vor dem Hintergrund des öffentlichen Interesses absteckt. Schmidt informiert anschaulich über Zielsetzung und Grundlagen des Faches von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. An manchen Stellen hätte man sich eine größere Stringenz oder interpretierende Akzentsetzung der Handreichung gewünscht. Besonders die langatmigen Zitate belasten den Text unnötig. Systematisch stellt er die Themenfelder der Denkmal-



pflege vor und gibt Ausblicke auf aktuelle Entwicklungen in England. Nützlich und aufschlussreich insbesondere der Hinweis auf die Kirchen- denkmalpflege der Insel. Der dort gewählte Umgang mit nicht mehr genutzten Gotteshäusern und deren Kategorisierung ist eine Anregung, wie mit dem Leerstand der Kirchenbauten in Deutschland verfahren werden könnte. In diesem Punkt wendet sich das Buch an den Spezialisten, der sich mit dieser Frage tagtäglich, mit steigender Tendenz, herumschlägt. Hilfreich ist die ausdeutende Beschreibung der Denkmalpflege in der DDR und die Einschätzung des Faches nach der Wiedervereinigung. Rechtliche Aspekte und Organisation der Denkmalpflege stehen ebenso im Mittelpunkt wie Ausbildung und Berufsbild. Aktuelle Herausforderungen und Perspektiven der Denkmalpflege werden benannt, jedoch leider etwas zu apodiktisch erörtert.

Der kursorische Blick auf die „städtebauliche Denkmalpflege“ (S. 107 u. a.) und das „Weiterbauen... am Denkmal“ (S. 131) versteht Denkmalpflege auch als Architekturkritik – nicht gerade das Kernanliegen des Faches. Wäre es ein Missverständnis, den Autor so auszulegen, dass er darin eine Zukunftschance für die Denkmalpflege sieht? Dass Denkmalpflege bislang überwiegend eine Angelegenheit staatlicher Instanzen ist, mag man zwar beklagen. Als zukunftssträchtige Alternative, die freiwillige Denkmalpflege, den bislang regional tätigen „Monumentendienst“, als Retter ins Feld zu führen (S. 145), verkennt die Schlagkraft behördlicher Denkmalpflege dennoch.

Aus der Sicht eines Hochschullehrers ist es verständlich, für die Master- und Aufbaustudiengänge dieser Disziplin zu werben und damit für die Professionalität im Umgang mit den gebauten Geschichtszeugnissen. Eine präzisere Unterscheidung zwischen Altbauten allgemein und Kulturdenkmälern im Speziellen wäre hier nützlich und nötig gewesen. In diesem Zusammenhang schließlich ist ein Gebot der kollegialen Fairness einzufordern: Nämlich anzuerkennen, dass Denkmalpfleger heute hochspezialisierte Experten sind, die wissen, dass nur im Zusammenspiel aller Kompetenzen denkmalwerte Substanz erhalten werden kann. Wenn es denn heißt „In gewissem Sinn ist die Denkmalpflege ihr eigener größter Feind“ (S. 147), könnte man im Rahmen einer Einführung auf falsche Gedanken kommen. Zu Recht mahnt der Autor allerdings für das Selbstbild und die Zukunft der Denkmalpflege größere Anstrengungen hinsichtlich Transparenz und Vermittlung des Denkmalwissens an.

Überholt wirkt der Rekurs auf die 1979 beschlossene englischsprachige Charta von Burra. Zu offensichtlich ist der Versuch, einen vermeintlichen Schatz erstmalig gehoben zu haben. Wenn am Schluss des Buches diese Charta als Anhang und darauf aufbauend eine Art Leitfaden für die denkmalpflegerische Praxis steht, fragt man sich, ob hier nicht die bereits kommentierten Veröffentlichungen vergleichbarer Manifeste übersehen wurden. An dieser Stelle Referenzwerke zu nennen, hätte der Publikation gut getan. Dass der Autor diese Charta überhaupt vorstellt, hängt vermutlich mit der Absicht zusammen, dem etablierten (bewährten!) deutschsprachigen Denkmalvokabular vor dem Hintergrund einer anderen Sprache auf den Zahn zu fühlen. Ein legitimes und tatsächlich auch enthüllendes Vorgehen. Überzeugend etwa ein Vergleich aus dem Alltag der Restaurierungspraxis: Wenn „Nach Befund“ restauriert wird, ist wohl noch lange nicht dasselbe gemeint wie „Conservation as found“ (S. 91). Bei anderen Begriffsspiegelungen wiederum wird der Horizont zwar erweitert, gleichzeitig aber einer gewissen terminologischen Beliebigkeit die Tür geöffnet. Umso schmerzlicher der Verzicht auf den Abdruck der Charta in der englischen Originalfassung.

Der Text wäre auch gut ohne die Schwarz-weiß-Fotos zu verstehen. Hilfreiche Orientierung bieten die Schlagworte am Rand der Textseiten. Auf so manch luftig daherkommenden Satz könnte man eher verzichten. Zum Ärgernis werden Allgemeinplätze wie „Möglicherweise steht die Denkmalpflege vor der Aufgabe, sich neu zu erfinden“ (S. 11). Oder Wortspiele wie „Erinnerung ist Konstruktion, nicht Re-Konstruktion“ (S. 12). Ärgernisse deshalb, weil gerade die Zielgruppe einer

Einführung erfahren sollte, wie denn diese ‚Erfindung‘ aussehen könnte (müsste). Und, vor dem Hintergrund des bundesdeutschen Rekonstruktionsseifers, ein punktgenauer Umgang mit Fachtermini, zum Beispiel Rekonstruktion, angeraten scheint.

Ein Extrareiz für die Leser aus Baden-Württemberg besteht darin, dass sie zum Thema Wiederaufbau als Beispiel u. a. die Stadt Freiburg im Breisgau finden und zum Umgang mit städtebaulichen Ensembles die Konstanzer Altstadt. Selbst bei den Literaturhinweisen ist ein badenwürttembergischer Akzent unverkennbar.

Schmidts Einführung wird nicht die Marktlücke füllen wie einst Gottfried Kiesows „Einführung in die Denkmalpflege“ von 1982, auf die er sich bezieht. Schlicht und einfach deshalb, weil seitdem einige Jahre ins Land gegangen sind. Die Chance zur wegweisenden, vielleicht provokanten Neubestimmung, gerade von der Warte des praxiserfahrenen Hochschullehrers aus, hätte nach über 25 Jahren besser genutzt werden können. Dennoch wird das Buch als Nachschlagewerk in jedem gut sortierten Regal einer an Denkmalpflege interessierten Institution seinen Platz finden. Nicht zuletzt deshalb, weil es für Denkmalpflege als eine Art Lebensentwurf plädiert.

*Dagmar Zimdars*

### **Matthias Roser Der Stuttgarter Hauptbahnhof. Vom Kulturdenkmal zum Abrisskandidaten?**

Stuttgart 2008, 152 Seiten, Großformat, mit zahlreichen Fotos und Grafiken, Zusammenfassungen in englischer und französischer Sprache, Vorwort von Walter Sittler, Schmetterling Verlag, ISBN 3-89657-133-8, 18,80 Euro

„Nur die Flügel, nur die Flügel...“, fast gebetsmühlenartig wiederholte der Stuttgarter Kunsthistoriker und Architekt Matthias Roser diese Worte bei einem Vortrag im Januar 2008. Dabei zeigte er Bilder von den gewaltigen Baumassen des Stuttgarter Hauptbahnhofes, die für das Milliardenprojekt „Stuttgart 21“ geopfert werden sollen, und zitierte damit ironisch die politisch Verantwortlichen, die diesen Verlust bagatellisieren. Folgerichtig und programmatisch ist der zum Abriss vorgesehene Schlossgartenflügel (Cannstatter Straße) dann auch auf dem Titelbild zu sehen, mit 277 m Länge deutlich größer als die der Stadt zugewandte Fassade (191 m) und ältester, während des ersten Bauabschnittes ab 1914 entstandener Bauteil des Hauptbahnhofes.





Das Buch soll dazu beitragen, den Teilabbruch des Bahnhofes für einen Tiefbahnhof, in dem die Reisenden „wie eine Rohrpost anonym von A nach B gelangen“, zu verhindern und „die Menschen wachzurütteln“, um für einen modernisierten Kopfbahnhof zu plädieren, heißt es im Vorwort von Schauspieler Walter Sittler. Der Autor selbst weist erst auf S. 115 auf die Zielgruppe unter der Leserschaft hin, indem er schreibt, dass es sich nicht um ein rein wissenschaftliches Werk ausschließlich für Architekturliebhaber handelt, „sondern möglichst vielen Menschen die besondere Eigenart und herausragende Qualität des Stuttgarter Hauptbahnhofes nahe bringen“ soll. Dieses Ziel wird erst über einige Umwege erreicht. Dies liegt nicht an dem zweifellos langwierigen Prozess der Entwurfs- und Baugeschichte des nach erfolgreichem Wettbewerbsbeitrag von 1911 durch Paul Bonatz und Friedrich Eugen Scholer 1914–1928 errichteten Hauptbahnhofes, sondern an der Struktur des Buches, dessen Kapitel sich häufig inhaltlich überschneiden. Bei der Gliederung nimmt die Baubeschreibung ein Drittel ein und ist wegen der erschöpfenden und sich wiederholenden Darstellungen genauso mühsam zu lesen wie die zahlreichen und langen eingestreuten Zitate, die kein Anmerkungsapparat präzise bestimmt. Der reiche Schatz an historischen Abbildungen ist eine der großen Stärken dieser in Schwarz-weiß gehaltenen Veröffentlichung. Dadurch ist das Layout aber oft zu bildlastig zum Nachteil der Übersicht und der Bildunterschriften, die meist keine Datierung enthalten. Bei 14 Jahren Bauzeit wäre außerdem eine Baualterskartierung hilfreich, während für die wenigen simulierten Darstellungen des geplanten Tiefbahnhofes und die Visualisierung der vom Abbruch bedrohten Flügel anschaulichere Illustrationen wünschenswert und somit dem Anliegen des Buches dienlich gewesen wären.

Bereits im Kapitel zur Baubeschreibung nimmt der Autor Bewertungen des Hauptbahnhofes vor, der betrachtet wird als „die Stein gewordene Huldigung an ein liberales Königreich, das sich im Aufbruch in die moderne und demokratische Industriegesellschaft befindet“ (S. 86), Welten getrennt von der „hohlen Monumentalität in Preußen“ (S. 82). Hervorgehoben wird auch die „skulpturale Allansichtigkeit“ (S. 87), die ohne Unterteilung in Haupt- und Nebenfassade und ohne die „Janusköpfigkeit“ zeitgenössischer Bahnhofsbauten auskommt. Im Kapitel „Einordnung in Baugeschichte und Oeuvre“ wird deutlich, dass der von Bonatz bewusst *ohne* vorgefasste Formvorstellungen unter Rückgriff auf ägyptisch-antike Großformen errichtete Monumentalbau mit keinem Stilbegriff zu fassen ist: „Jugendstil ist er nicht, Moderne ist er nicht, Historismus ist er aber auch nicht. Er steht gewissermaßen außerhalb seiner Zeit“ (S. 110). Dementsprechend disparat waren und sind die Reaktionen der Fachwelt, die Roser ausführlich zitiert und denen er im Anhang ein eigenes Kapitel („Zitate von Bonatz und anderen“) widmet, was erneut zu Überschneidungen führt. Am Hauptbahnhof scheiden sich die Geister: „Die einen verstehen ihn als Ausdruck einer modernen, zukunftsweisenden Architekturauffassung [...], die anderen als leere monumentale Geste [...]“ (S. 100). Wolfgang Pehnt ordnete ihn 1973 in seinem Standardwerk „Architektur des Expressionismus“ unter die Rubrik „Malerische Monumentalität“ und sah seine Doppeldeutigkeit einerseits in den in der Tradition Theodor Fischers stehenden malerischen Elementen und andererseits in der durch Baumassengruppierung und Bewegungsrhythmus in Anlehnung an Peter Behrens und den Internationalen Stil geprägten „Raum-Zeit-Architektur“. Neben der gesellschaftspolitischen Symbolhaftigkeit und der stilistischen Zwischenstellung ist der dritte Aspekt, den Roser herausarbeitet, wohl der wichtigste: die individuelle Stadtbezogenheit des Bauwerks. Die unter Ausnutzung der topografischen Situation perfekte städtebauliche Einbindung mit dem Turm als Point de Vue und die auf die neu geschaffenen städtischen Verkehrsachsen abgestimmten Portale und Baumassen sind die entscheidende Leistung Bonatz' und das Alleinstellungsmerkmal des Stuttgarter Hauptbahnhofes. Es ist, wie Klaus-Jürgen Sempach 1978 schrieb: „ein Bahnhof genau und sehr gerecht IN und FÜR diese Stadt.“ Die Darstellung der Veränderungen nach dem vereinfachten, durch Bonatz begonnenen und erst 1960 abgeschlossenen Wiederaufbau liest sich wie eine Chronologie des gesteuerten Verfalls. Verkehrstechnisch bedingte Eingriffe wie der Einbau der Klett-Passage 1976 mit Treppen-

loch in der großen Schalterhalle, aber auch neue Kioske, ausufernde Werbung u. a. haben zu starken Einbußen an der ästhetischen Geschlossenheit des Hauptbahnhofs geführt. Die Eintragung ins Denkmalbuch als „Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung“ durch das Regierungspräsidium 1987 und die Feierlichkeiten zum 65-jährigen Jubiläum des Hauptbahnhofs im selben Jahr mit Würdigungen für das „Wahrzeichen“ vom damaligen Oberbürgermeister Manfred Rommel bis hin zum Präsidenten der Bundesbahndirektion täuschen nicht darüber hinweg, dass die bauliche und technische Unterhaltung in den letzten Jahrzehnten derart vernachlässigt wurden, dass sich das Bauwerk laut Roser „heute in einem technisch desaströsen Zustand befindet und baulich eher als Schandfleck denn als Kulturdenkmal und Visitenkarte der Landeshauptstadt darbietet.“ (S. 119)

Den „Ausblick“ (Kapitel 10) beginnt der Autor mit einem Zitat aus seinem Werk von 1987, das aus konservatorischer Sicht fragwürdige Rekonstruktionsvorschläge – z. B. die Nachbildung der im Krieg zerstörten Holzdecke – enthält. Es folgt die Darstellung der mit „Stuttgart 21“ verbundenen Eingriffe, „brachiale Verstümmelungen“ (S. 116), die u. a. neben dem Verlust des Schlossgartenflügels auch den Abbruch des Nordflügels und somit die Hälfte der Fassaden betreffen. Wie bereits im Vorwort wird der auch in der Tagespresse oft bemühte Vergleich mit dem Kaufhaus Schocken und dem Kronprinzenpalais angestellt als weitere Beispiele für den verantwortungslosen Umgang der Landeshauptstadt mit ihren Baudenkmalen, von denen nur die Weißenhofsiedlung, der Fernsehturm, die Neue Staatsgalerie und eben der Hauptbahnhof internationalen Rang besäßen. Dass die Verantwortung für das gewaltige Bauvorhaben in erster Linie bei der Stadt liegt, belegt Roser mit Zitaten aus dem Planfeststellungsantrag der Deutschen Bahn AG und einem Schreiben des zuständigen Bundesministeriums vom Dezember 2006, worin „Stuttgart 21“ vorrangig als städtebauliches Projekt betrachtet und auch ein oberirdischer Kopfbahnhof für geeignet gehalten wird, „die verkehrlichen Funktionen für den Eisenbahnknoten Stuttgart [zu] erfüllen.“ (S. 119). Auf daran anschließende Zahlenspiele wie die Behauptung, ein technisch ertüchtigter Hauptbahnhof sei im Vergleich zu „Stuttgart 21“ nur drei Minuten langsamer, aber 3 Milliarden Euro günstiger, soll hier nicht einge-

gangen werden. Die Zitatsammlung im Anhang wird abgeschlossen mit aktuellen Stellungnahmen zu „dem geplanten Teilabriss für den als ‚Stuttgart 21‘ bezeichneten Tiefbahnhof.“ Den Appellen u. a. der Wissenschaftlichen Kommission der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Architekten Max Bächer, Roland Ostertag und Günter Behnisch, der den Hauptbahnhof als „Grundgesetz der Stadt“ betrachtet, wird schließlich als letztes Zitat die fast schon wie ein Treppenwitz im Buch wiederkehrende Aussage von Ministerpräsident Günther Oettinger vom 13. 12. 2007 gegenübergestellt: „Ich mag den Bonatzbau, aber hinten ist das Hüttenkruscht.“

Zahlen zum Bauwerk, dessen Dimensionen noch immer beeindruckend sind, und die üblichen Quellen- und Literaturhinweise schließen das Werk ab. Trotz der strukturellen und teilweise inhaltlichen Schwächen ist die Publikation über den Hauptbahnhof zu empfehlen, weil sie eine umfangreiche und vielseitige Materialsammlung darstellt und wegen der Doppelungen für den Leser, der nicht linear, sondern „querbeet“ liest, schnell die gewünschten Informationen liefert. Das Anliegen des Autors, die „besondere Eigenart und herausragende Qualität“ (s. o.) des Objektes zu vermitteln, wird somit, wenn auch mit einigen Hürden, erreicht. Ausgehend von der Wertigkeit des Objektes wird hauptsächlich durch die Darstellung der drohenden Verluste versucht, die Menschen „wachzurütteln“ (s. Vorwort). Im „Ausblick“ würde man sich aber die ausführlichere Darstellung der Nutzungsalternative – eines modernisierten Kopfbahnhofes einschließlich verkehrstechnischer Aspekte – wünschen. So kann man nur hoffen, dass das Buch mit seinem Appell ebenso wie die im Jahr 2008 von einer breiten Öffentlichkeit getragenen Aktionen zur Erhaltung des Hauptbahnhofs beiträgt und nicht zu spät kommt. Bereits 1997 und 2002 wurden in Stellungnahmen des Landesdenkmalamtes zum Raumordnungs- und zum Planfeststellungsverfahren angesichts der erheblichen Eingriffe Bedenken erhoben und begründet. Im Rahmen der Planfeststellung wurde vom Eisenbahnbundesamt jedoch dem öffentlichen Belang an der Zielerreichung des Gesamtprojektes Vorrang vor dem öffentlichen Interesse des Denkmalschutzes gegeben.

*Karsten Preßler*

# Ausstellung

Heimatmuseum Reutlingen  
Die Alamannen zwischen Schwarzwald,  
Neckar und Donau

29. 3.–24. 5. 2009

Die Ausstellung gibt den Besuchern Einblicke in die Lebenswelt vom Beginn der Besiedlung im 3./4. Jahrhundert bis in die Zeit der Karolinger im 8./9. Jahrhundert. In der letzten Station der Wanderausstellung werden u. a. zahlreiche Exponate aus dem Kreis Reutlingen präsentiert, eine Holzwerkstatt, ein Paternostersarg, die nachgearbeitete Ausstattung des Trossinger Leierspielers und einer Zeitgenossin sind weitere Höhepunkte. Außerdem gibt es museumspädagogische Angebote und ein Begleitprogramm. Katalog: Theiss Verlag, 24,90 Euro  
Di–Sa 11–17 Uhr, Do 11–19 Uhr, So 11–18 Uhr

Heimatmuseum Reutlingen  
Oberamteistraße 22/32  
72764 Reutlingen  
www.reutlingen.de



# Mitteilungen

Martin Hesselbacher (28.9.1908–3.6.1983)

Im September 2008 wäre Hauptkonservator Dipl. Ing. Martin Hesselbacher 100 Jahre alt. Von 1956 bis 1973 war er Leiter der Staatlichen Denkmalbehörde in Südbaden und im Regierungsbezirk Freiburg. Seine Tätigkeit, sein unermüdliches Wirken für den Gedanken der Denkmalpflege haben bis heute ihre Spuren hinterlassen. So sind die etwa 20 als Gesamtanlagen geschützten Ortsbilder in dieser Gegend vor allem auf seinen Einsatz zurückzuführen.

Hesselbacher, Sohn eines evangelischen Pfarrers, der als Volksschriftsteller in der Tradition J. P. Heibels einmal viel gelesen wurde, war wie sein Vater der Überzeugung, dass volkstümliche Publikationen in der Lage sein müssten, einen großen Personenkreis für vorgestellte Ideale zu begeistern oder wenigstens zu interessieren. Über 50 Aufsätze haben – neben ungezählten Vorträgen – ihn zum Verfasser. Sie erschienen zum großen Teil im „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege“. Dessen Möglichkeit, den Gedanken der Denkmalpflege zu verbreiten, galt sein besonderes In-

teresse. Das rechtzeitige Erscheinen und der Vertrieb der in Deutschland über lange Zeit einmaligen Zeitschrift wäre ohne den Einsatz Hesselbachers – der dafür seine ganze Familie einspannte – nicht möglich gewesen.

Hesselbacher, Architekt, kam von der Leitung des Klinikbaubüros in Freiburg zur Staatlichen Denkmalpflege, der er schon vorher als ehrenamtlicher Mitarbeiter zur Verfügung stand. Sein neuer Arbeitsbereich entsprach seinen Neigungen. In seine Amtszeit fiel die Entwicklung des Zweimann-Büros der Denkmalpflege zu einer ansehnlichen Behörde.

Sein leidenschaftliches Auftreten bei Ortsterminen, seine Vorträge hatten den Namen Hesselbacher zu einer Art Synonym für den Begriff Denkmalpflege in Südbaden gemacht. Seinem Einsatz ist die Erhaltung vieler Kulturdenkmäler zu verdanken. Vergessen ist, dass ihnen einmal der Abbruch drohte – nur wenige wissen noch, was Martin Hesselbacher für sie getan hat. Was in der Erinnerung bleibt, ist sein menschliches Vorbild. Impulsivität, bedingungsloser Einsatz für die Sache, gepaart mit Toleranz und menschlicher Güte, waren ihm eigen.

Sein 100. Geburtstag war ein Anlass, sich seines Wirkens zu erinnern.



## Neubesetzung des Kuratoriums der Denkmalstiftung Baden-Württemberg

Der Initiator der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, der ehemalige Ministerpräsident Dr.h.c. Lothar Späth, hat 23 Jahre nach Errichtung der Denkmalstiftung den Vorsitz in deren Kuratorium übernommen. Er löst dort S.K.H. Dr.h.c. Carl Herzog von Württemberg ab, der seit der Errichtung der Stiftung als stellvertretender Vorsitzender des Vorstandes und seit 2002 als Vorsitzender des Kuratoriums für die Denkmalstiftung mit großem Engagement tätig war.

Das Haus Württemberg wird weiterhin durch Friedrich Herzog von Württemberg vertreten sein. An die Stelle von Graf Leutrum von Ertingen als Vertreter der Denkmaleigentümer tritt Erbgraf von Neipperg. Als Vertreter der Wirtschaft ist Prof. Dr. Dr. h.c. Michael Ungethüm neues Mitglied des Kuratoriums. Außerdem haben turnusgemäß die Vertreter der drei Religionsgemeinschaften gewechselt. In den nächsten drei Jahren werden Oberkirchenrat Stefan Werner von der badischen Landeskirche, Oberrechtsdirektor Johannes Baumgartner vom Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg sowie Herr Werner Fuhl von der Israelitischen Religionsgemeinschaft Baden dem Kuratorium angehören. Im Übrigen wurden die bisherigen 21 Mitglieder wiederbestellt, darunter Landeskonservator Prof. Dr. Michael Goer als Vertreter der staatlichen Denkmalpflege.

## Register Nachrichtenblatt

Mit fortschreitender Zahl der Jahrgänge wird es schwieriger, einen Überblick über die Heftinhalte einer Zeitschrift zu bekommen. Deshalb gibt es seit Ende 2008 erstmals ein Gesamtregister der Jahrgänge 1/1972 bis 37/2008 des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege. Neben den Inhaltsverzeichnissen der einzelnen Hefte umfasst es ein Themen-, Orts- und Autorenregister sowie eine Übersicht über die Buchbesprechungen. Interessenten können das neue Register kostenfrei bestellen bei: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Frau Glass-Werner, Telefon 0711/ 90 445 203 (Montag bis Donnerstag), email: [nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de](mailto:nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de). Das Register setzt das erste Register aus dem Jahr 1982 fort, das den Zeitraum von 1958 bis 1970 abdeckte. Wir hoffen, Ihnen damit die gezielte Suche nach älteren Beiträgen zu erleichtern, und wünschen Ihnen auch für die Zukunft eine angenehme Lektüre.



Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg hat seit 1985 rund 1100 Kulturdenkmäler mit finanziellen Zuwendungen von insgesamt 46 Millionen Euro gefördert. Dabei steht die finanzielle Unterstützung privater Initiativen auf dem Gebiet der Denkmalpflege im Vordergrund. Getreu dem Motto der Stiftung „Bürger retten Denkmale“ sind allein im Jahr 2008 31 von 44 Bewilligungen an private Eigentümer und Vereine sowie Bürgerinitiativen gegangen, hinzu kamen 13 Fördermaßnahmen bei kirchlichen und kommunalen Vorhaben.

Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg wird vor allem dort tätig, wo die staatliche Denkmalpflege nicht oder nicht in ausreichendem Maße helfen kann. Hier wirkt sie vor allem darauf hin, dass zusätzlich zu den von ihr bereitgestellten Fördermitteln Eigenleistungen von privaten Eigentümern und insbesondere von Fördervereinen und Bürgerinitiativen erbracht werden. Solche Initiativen auszulösen und zu unterstützen ist die vornehmste Aufgabe der Denkmalstiftung.



# Personalia

## Verabschiedung von Dr. Jörg Biel

Am 1. August 2008 wurde Landeskonservator Dr. Jörg Biel im Rahmen eines Festkolloquiums in Altheim (Kreis Biberach) in den Ruhestand verabschiedet. Mit seinem Ausscheiden nach über 35-jähriger Tätigkeit verliert die Landesarchäologie einen ihrer profiliertesten und erfolgreichsten Archäologen.

Herr Biel wurde in Neuffen am Fuße der Schwäbischen Alb geboren. Tief verwurzelt mit der Geschichte seiner Heimat begann er an der Universität Tübingen das Studium der Vor- und Frühgeschichte, der Urgeschichte und Geologie. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Ägypten, um an den Grabungen auf der Insel Elefantine teilzunehmen, kehrte er nach Tübingen zurück. Die folgenden Studienjahre waren geprägt von seinem akademischen Lehrer Prof. Dr. Wolfgang Kimmig und dessen im großen Stil durchgeführten mehrmonatigen Ausgrabungen auf der Heuneburg an der oberen Donau. Der Kontakt mit dem Zentrum frühkeltischer Kultur in Süddeutschland war für Herrn Biel zweifellos ein Schlüsselerlebnis. Schon während seiner Studienzeit hat Herr Biel seine ausgeprägte Leidenschaft für die Feldarchäologie entwickelt, die dazu führte, dass er im Auftrag der Tübinger Denkmalpflege zahlreiche Rettungsgrabungen durchführte. Seine 1972 abgeschlossene Dissertation über die Höhensiedlungen der Schwäbischen Alb erschien als 24. Band der „Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg“. Dieses Buch bildet bis heute Grundlage zur Beurteilung der Siedlungsgeschichte der Schwäbischen Alb in der Vor- und Frühgeschichte.

Nach der Promotion fand Biel eine erste Anstellung beim neu gegründeten Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Stuttgart. Seine erste Aufgabe war die Erfassung archäologischer Denkmale in Listen. 1973 wurde er Referent im Regierungsbezirk Stuttgart, 1979 Konservator. 1986 übernahm er die Leitung des Referates Archäologische Denkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart, 1994 wurde die Leitung auf die gesamte Archäologische Denkmalpflege in Baden-Württemberg ausgedehnt. Damit verbunden erhielt er den Titel Landeskonservator. Seit der Verwaltungsstrukturreform des Jahres 2005 und der Neuorganisation der Denkmalpflege war Biel Leiter des Referates Grundsatzfragen und Wissenschaftliche Dienste im neu gegründeten Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart.

Biels Tätigkeit im Dienste der Landesarchäologie war geprägt von herausragenden Aktivitäten, aber auch durch eine engagierte, ja leidenschaftlich geführte archäologische Denkmalpflege. Die Rettung gefährdeter Denkmale durch groß angelegte Rettungsgrabungen oder durch kleinere, oft nur tageweise durchgeführte Notgrabungen war ihm dabei stets ein Anliegen. Unter diesen Rettungsgrabungen ist die Entdeckung des ersten ungestörten frühkeltischen Fürstengrabes in Eberdingen-Hochdorf sowie dessen zweijährige Untersuchung von 1978 bis 1979 besonders hervorzuheben. Die umfangreiche Untersuchung und Dokumentation sowie die langwierige Restaurierung erbrachten für die frühkeltische Besiedlung und die Zeit der frühen Kelten in Süddeutschland völlig neue Erkenntnisse und fanden international Beachtung. Die 1985 durchgeführte große Landesausstellung „Der Keltenfürst von Hochdorf – Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie“ war ein herausragender, ja spektakulärer Erfolg und zeigte mit einem Schlag, welche außerordentliche Bedeutung und Qualität archäologische Forschung auch im Lande Baden-Württemberg aufweisen kann. Die große Resonanz und intensiven Forschungen führten schließlich vor einigen Jahren zur Einrichtung eines neuen Forschungsschwerpunktprogramms der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) mit dem Ziel, die frühkeltischen Fürstensitze und deren Umfeld genauer zu untersuchen. Nicht nur um Hochdorf, sondern auch um die Fürstenburg auf der Heuneburg bei Hundesingen. Die von Siegwald Schiek, Hartmann Reim und Siegfried Kurz begonnenen Grabungen im Umfeld der Heuneburg erbrachten unter Herrn



*Herr Dr. Biel verabschiedet sich als Landeskonservator aus der archäologischen Denkmalpflege.*



*Dankesworte an Herrn Dr. Biel durch Helmut Schlichtherle. Links: Dr. Dirk Krausse und Prof. Dr. Dieter Planck.*

Biel in den letzten Jahren, im Rahmen dieses Schwerpunktprogramms, herausragende neue Erkenntnisse, die zusammen mit anderen Befunden deutlich machen, wie sehr gerade diese Anlagen geprägt sind von den Einflüssen der mediterranen Kultur.

Blickt man in den umfangreichen Katalog der wissenschaftlichen Arbeit von Herrn Biel, so wird die Breite seines Wirkens deutlich. Herr Biel gehört zu den wenigen Denkmalpflegern, für die es selbstverständlich ist, sich mit allen Fragen der Archäologie, angefangen vom Neolithikum bis zum Mittelalter, zu beschäftigen. Seine Arbeit war stets geprägt durch eine große Kenntnis der Naturwissenschaften, insbesondere der Bodenkunde, Geologie, und die Einbeziehung der übrigen Naturwissenschaften, die in den letzten Jahrzehnten eine immer größer werdende Bedeutung für die Landesarchäologie bekam. Deshalb hat Herr Biel sich auch um den Ausbau der Fachdisziplinen innerhalb der archäologischen Denkmalpflege des Landes bemüht und dabei große Verdienste erworben. Stellvertretend sei die Prospektion mithilfe der Luftbildarchäologie, die Geophysik, der Einsatz völlig neuer Techniken und Methoden zur Erkundung und Dokumentation zu nennen. Sie sind heute alle selbstverständlicher Bestandteil einer nationalen und international anerkannten Denkmalpflege im Lande Baden-Württemberg.

Aktiv beteiligte sich Biel auch an der Vermittlung der Ergebnisse der Landesarchäologie an die interessierte allgemeine Öffentlichkeit, z. B. in Form von Vorträgen, Führungen und Publikationen. Im Namen der Landesarchäologie sei Herrn Biel für seinen 35-jährigen Einsatz ganz herzlich gedankt.

*Dieter Planck*

## Ausgeschiedene Mitarbeiter der Landesdenkmalpflege

Zukünftig werden jeweils im ersten Heft eines Jahrgangs die ausgeschiedenen Mitarbeiter des vorausgegangenen Kalenderjahres gewürdigt.

### Regierungspräsidium Freiburg Referat 25 Denkmalpflege

Herr **Jürgen Page** ging zum 30. November 2008 in den Ruhestand. Herr Page hat Kunstgeschichte studiert und war seit 1. Juni 1979 als Inventarisator in der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Freiburg tätig.

### Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 25 Denkmalpflege

Mit dem 31. Oktober 2008 verabschiedete sich Herr Oberkonservator **Dipl.-Ing. Andreas Vorbach** in den Ruhestand.

Bereits im Rahmen seines Referendariats konnte Herr Vorbach im Juli 1975 die Denkmalpflege und auch die Außenstelle des damaligen Landesdenkmalamtes in Karlsruhe kennenlernen. Nach seiner Zeit als Assessor bei der Stadt Fellbach führte ihn sein weiterer beruflicher Weg schließlich nach Karlsruhe zurück, wo er 1979 die Tätigkeit als Planungsberater beim Landesdenkmalamt aufnahm.

Hier beriet er in der Folge besonders Städte und Kommunen bei zahlreichen größeren und kleineren Planungsvorhaben und setzte sich dabei stets engagiert für die Berücksichtigung der denkmalpflegerischen Belange ein. Insbesondere in der Zeit der großen Stadtsanierungen der achtziger Jahre hatte er eine Vielzahl von Verfahren der Stadtsanierung und der Planung zu betreuen und begleiten. Einen weiteren Schwerpunkt seiner Arbeit stellte die Förderung von Gesamtanlagen dar, deren Ausweisung im Regierungsbezirk Karlsruhe zunächst nur zögerlich umgesetzt wurde. In jüngster Zeit wurden erfreulicherweise in Weinheim, Schwetzingen, Heidelberg und Baden-Baden entsprechende Satzungen erlassen.

2008 verabschiedete sich Frau **Dr. Mechthild Ohnmacht** in den Ruhestand. Sie war seit 1987 in Karlsruhe als Inventarisatorin der Bau- und Kunstdenkmalpflege tätig und verfasste ausführlich begründende Denkmallisten für die Stadt Calw mit dem Kloster Hirsau, Bad Wildbad und Neubulach. Für den Kreis Calw und die Stadt Horb erstellte sie Ersterfassungslisten und aktualisierte viele ältere Verzeichnisse. In ihrer gutachterlichen Tätigkeit engagierte sie sich insbeson-

dere für die Erhaltung moderner Kirchen und Bauten der Technik- und Sozialgeschichte. Promoviert mit einer Arbeit über „Das Kruzifix des Niclaus Gerhaert von Leyden in Baden-Baden“ (1967) kam sie als Volontärin an das Hessische Landesmuseum in Darmstadt. Aufträge im Museumsbereich und in der Forschung führten sie schließlich zur kirchlichen Denkmalpflege, bevor sie als Mitarbeiterin der neu begründeten Denkmaltopografie von Rheinland-Pfalz endgültig in das klassische Arbeitsgebiet der staatlichen Denkmälerinventarisierung eintrat.

Im August 2008 schied **Wolfgang Frey** offiziell aus dem Dienst des Regierungspräsidiums Karlsruhe aus. Herr Frey war 1962 bis 1964 und 1966 als Grabungshelfer in Hüfingen und Singen beim Staatlichen Amt für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg tätig. Im Anschluss daran wirkte er als Grabungstechniker bei den Ausgrabungen im Leionslager von Dangstetten, des Hüfingen Römerbades und der römischen Villa in Laufenburg mit. Es folgte eine Beschäftigung von 1971 bis 1974 als Grabungstechniker und Restaurator im Forschungsunternehmen Magdalenenberg in Villingen-Schwenningen; 1974 war er Gastrestaurator am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz. Am 1. Dezember 1974 übernahm er die Leitung der Werkstatt in der Außenstelle Karlsruhe, wo er bis zum Beginn der Freistellungsphase der Altersteilzeit am 1. Juni 2007 tätig war. Dank seines außerordentlichen handwerklichen Geschickes und seiner überaus großen Einsatzfreude hat Herr Frey alle Materialgruppen archäologischer Funde nicht nur optimal restauriert und konserviert, sondern sie auch äußerst ansprechend in Ausstellungen aller Art und Gelegenheiten für die Öffentlichkeit präsentiert.

### Regierungspräsidium Stuttgart Referat 25 Denkmalpflege

Zum 1. Mai 2008 wechselte Frau **Petra Martin** aus dem Referat 25 Stuttgart, in dem sie seit Januar 1994 als Gebietsreferentin tätig war, in das Referat 113 beim Landesamt für Denkmalpflege. Frau Martin, die Architektur, Kunstgeschichte und Denkmalpflege studierte und bereits seit Jahren die baden-württembergische Denkmalpflege in der Arbeitsgruppe Gartendenkmalpflege der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland vertrat, ist nunmehr landesweit für das konservatorische Spezialgebiet Gartendenkmalpflege zuständig.

Im Fachbereich Archäologie verstarb am 22. Januar 2008 im Alter von 53 Jahren Frau **Irena**

**Marszalek**. Frau Marszalek stammte aus Janow Lubelski in Polen, besuchte das Gymnasium in Krakau und schloss nach ihrer Übersiedelung nach Deutschland eine Ausbildung als Bauzeichnerin ab. Seit Januar 2001 arbeitete sie vorerst zeitlich befristet als Zeichnerin in der Arbeitsstelle Lauffen des damaligen Landesdenkmalamtes, bis sie im April 2004 eine Planstelle als Grabungsvorarbeiterin übernehmen konnte. Frau Marszalek war in dieser Funktion an zahlreichen Rettungsgrabungen sowie Ausstellungen der archäologischen Denkmalpflege maßgeblich beteiligt, und zwar nicht nur im Kreis Heilbronn, wie in Neckarsulm und Güglingen, sondern auch weit darüber hinaus. So führte sie zum Beispiel auch in Köngen Ausgrabungen durch. Ihre Kenntnisse im elektronischen Vermessungswesen wandte sie bis in den Kreis Heidenheim an. Frau Marszalek war für die Landesarchäologie begeistert. Ihre schnelle Auffassungsgabe, ihr Fleiß, Organisationstalent und ihr Geschick im Umgang mit Mitarbeitern zeichneten sie aus. Allen, die sie kannten, wird ihr immer freundliches und optimistisch herzliches Wesen in Erinnerung bleiben.

### Regierungspräsidium Tübingen Referat 25 Denkmalpflege

Ende März 2008 verabschiedete sich Oberkonservator **Volker Caesar** vorzeitig in den Ruhestand. Seine denkmalpflegerische Laufbahn begann er 1977 am Westfälischen Amt für Denkmalpflege in Münster als Referent für städtebauliche Denkmalpflege. 1989 wechselte er an das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und übernahm in der damaligen Außenstelle Tübingen zunächst die Aufgaben des Planungsreferenten. Über einen Zeitraum von 16 Jahren betreute Herr Caesar bis zu seiner Pensionierung als Gebietsreferent der Bau- und Kunstdenkmalpflege den Bodenseekreis im Regierungsbezirk Tübingen. Mit dem von ihm ins Leben gerufenen „Ortstermin Denkmalpflege“ gelang es Herrn Caesar, eine breite Öffentlichkeit und ein Fachpublikum auf aktuelle Denkmalbaustellen aufmerksam zu machen und für die Belange der Denkmalpflege sowie denkmalpflegerische Ziele, denkmalverträgliche Nutzungskonzepte und Sanierungsmethoden zu sensibilisieren.

Mit großem Engagement setzte sich Herr Caesar bei der denkmalpflegerischen Beratung und Betreuung des Großprojektes Humpisquartier in Ravensburg für die Berücksichtigung denkmalpflegerischer Belange ein.

Neben seiner Tätigkeit als Gebietsreferent war Herr Caesar viele Jahre Redaktionsmitglied des

Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege und Autor zahlreicher Denkmalbeiträge.

Frau **Christa Kafka** trat nach 23 Jahren zum Jahresende 2008 vorzeitig in den Ruhestand. Als Verwaltungsangestellte war sie für die Archäologie und Bau- und Kunstdenkmalpflege im Bereich Haushalt, Materialbeschaffung, Denkmalförderprogramm und Steuerbescheinigungsverfahren tätig. Darüber hinaus hat sie sich über diesen langen Zeitraum durch ihre ausgeprägte Sozialkompetenz innerhalb des Referats große Verdienste erworben.

Herr **Konrad Ponradl** verabschiedete sich Ende April 2008 vorzeitig aus dem Landesdienst. Über einen Zeitraum von 36 Jahren war er wissenschaftlicher Zeichner in der archäologischen Denkmalpflege. Seine anschaulichen und exzellenten Zeichnungen von archäologischen Fundkomplexen sind aus zahlreichen Publikationen bekannt.

Im September 2008 trat Oberkonservatorin **Ursula Schneider** in den Ruhestand. Seit Mitte der 1970er Jahre zunächst am ehemaligen Landesdenkmalamt mit der Inventarisierung von Kulturdenkmalen des Regierungsbezirks Stuttgart betraut, wechselte sie 1981 in die praktische Bau- und Kunstdenkmalpflege an die Außenstelle Tübingen. Dort hat sie als Gebietsreferentin im Laufe der Jahre einen großen Teil der Landkreise im Regierungsbezirk betreut, zuletzt war sie für den Landkreis Biberach und den südlichen Bereich des Alb-Donau-Kreises zuständig. Der Erhalt und die denkmalverträgliche Sanierung von Kulturdenkmalen im ländlichen Bereich waren ihr ebenso ein Anliegen wie die denkmalpflegerische Beratung und Betreuung großer Schloss- und Klosteranlagen. In zahlreichen Wettbewerben zur liturgischen Neugestaltung von Kirchenräumen vertrat sie als fachliche Beraterin engagiert die Belange der Denkmalpflege. Bei der Landesvereinigung der Denkmalpfleger war sie viele Jahre Mitglied des Arbeitskreises Industriedenkmalpflege.

## Regierungspräsidium Stuttgart Landesamt für Denkmalpflege

### Referat 111 Recht und Verwaltung

Am 31. Juli 2008 verabschiedete sich **Christa Feil** in den Ruhestand. Frau Feil war seit dem 1. Oktober 1982 als Angestellte im Schreibdienst im Landesdenkmalamt, heute Landesamt für Denkmalpflege, beschäftigt. Zuletzt war sie unter anderem zuständig für die Erstellung des Pressespiegels.

## Referat 113 Bau- und Kunstdenkmalpflege, Restaurierung

Im April 2008 endete im Fachgebiet Restaurierung des Referates 113 die auf fünf Jahre befristete Stelle einer Bauphysikerin/eines Bauphysikers. Sie wurde je hälftig wahrgenommen von **Dr. Ulrike Henes-Klaiber** und **Dipl.-Geol. Judit Zöldföldi** und diente der Entwicklung und Prüfung von Konzepten im Bereich Bauphysik/Bauchemie sowie der Erarbeitung von entsprechenden Grundlagen. Die Auswirkungen von Raumklimaänderungen durch Beheizung bzw. Belüftung auf historische Räume und ihre Ausstattung waren von Frau Henes-Klaiber zu untersuchen, die Auswirkungen von Baufeuchte und Schadsalze sowie eingesetzter Sanierungsmethoden auf historische Bausubstanz von Frau Zöldföldi. Beide Mitarbeiterinnen boten während der Projektdauer in zahlreichen Fällen erfolgreich die regional tätigen Gebietsreferate und Dritte in Fragen der Bauphysik und Bauchemie – eine spezifisch naturwissenschaftliche Kompetenz, die innerhalb der Landesdenkmalpflege künftig leider nicht mehr zur Verfügung steht.

Mit **Dr. Hans Peter Münzenmayer** ging Ende August 2008 der erste amtliche Technik- und Industriedenkmalpfleger Baden-Württembergs in den Ruhestand. Zum 1. August 1989 war er im damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg mit der Inventarisierung technischer Denkmale betraut worden. Seine Aufgabengebiete erstreckten sich von Anfang an auch auf die Quellensammlung zur Technik- und Industriegeschichte sowie die konkrete Mitwirkung bei Maßnahmen an technischen Kulturdenkmalen und Industriedenkmalen. Hierbei stellte die Beratung der Gebietsreferentinnen und Gebietsreferenten sowie Dritter einen besonderen Schwerpunkt dar. In seiner fast zwanzigjährigen Referententätigkeit hat er als Einzelkämpfer die Technik- und Industriedenkmalpflege im Lande erfolgreich aufgebaut, die erfreulicherweise durch eine Wiederbesetzung der Stelle voraussichtlich zum 1. Januar 2009 weitergeführt werden kann.

## Referat 114 Archäologische Denkmalpflege, Grundsatz und Zentrale Dienste

Am 7. Mai 2008 verstarb nach schwerer Krankheit Frau **Dr. Gabriele Kurz**. Frau Kurz arbeitete seit ihrer Studienzeit auf archäologischen Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. 1990 bis 1995 übernahm sie die Leitung der Großgrabung „Viesenhäuser Hof“ (Stuttgart-Mühlhausen), von 1998 bis 2001 die der Grabung



Eberdingen-Hochdorf und von 2002 bis 2004 die Schnittleitung der Großgrabung im Stadtkern Ulm „Neue Straße“. Seit 2006 führte sie im Rahmen des von der DFG finanzierten Schwerpunktprogramms „Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse“ die Grabungen im Bereich der Heuneburg-Vorburg durch.

Ihre Veröffentlichungen zu den hallstattzeitlichen Gräberfeldern bei Kleinengstingen, bei Burrenhof, zu den Grab- und Siedlungsbefunden beim Viesenhäuser Hof und im Stadtkern Ulm bezeugen ebenso wie jene zu den keltischen Hort- und Gewässerfunden in Mitteleuropa, zu Trachtbestandteilen im Grab und zu den so genannten Viereckschanzen ihr stetiges Interesse an der hallstatt- und latènezeitlichen Kultur und erweitern maßgeblich unser Wissen darum. Mit Frau Kurz verliert die Landesdenkmalpflege nicht nur eine hochgeschätzte Wissenschaftlerin, sondern auch einen liebenswerten Menschen und eine sympathische Kollegin.

Im November 2007 verabschiedete sich **Dipl.-Ing. Dieter Müller** in den Ruhestand.

Seit 1980 leitete Dieter Müller im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dem jetzigen Landesamt für Denkmalpflege, das Projekt „Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg“. In enger Zusammenarbeit mit den Hochschulen Stuttgart und Karlsruhe, an denen er als Lehrbeauftragter wirkte, betreute er etliche Topografie-Übungen in Baden-Württemberg und Burgund, eine Vielzahl von Diplomarbeiten, führte teils selbstständig, teils mit Studenten 34 Messkampagnen im Ausland durch und verfasste 51 Publikationen. Weitere 11 Veröffentlichungen sind noch in Arbeit, ca. 10 in der Planung.

### Referat 115 Schwerpunktgrabungen, Grabungstechnik, Auswertungen, Feuchtbodenarchäologie

**Thomas Beutelspacher**, M.A. ist zum 31. Dezember 2007 ausgeschieden. Herr Beutelspacher war im Rahmen des DFG-Projektes „Steinzeit Siebenlinden“ über drei Jahre mit der Fundauswertung befasst.

**Markus Danner** wechselte zum 31. März 2008 zu Referat 11 im Regierungspräsidium Stuttgart. Herr Danner war gut vier Jahre in der Arbeitsstelle Hemmenhofen mit der Kartierung zur Vorbereitung des UNESCO-Welterbeantrages Pfahlbauten befasst.

**Dr. Oliver Nakoinz** wechselte zum 31. März 2008 an die Universität Kiel. Er war als wissen-

schaftlicher Mitarbeiter seit Oktober 2004 im Schwerpunktprogramm „Frühkeltische Fürstensitze“ der DFG beim Landesamt für Denkmalpflege beschäftigt.

## Neueinstellungen

### Henrik Traichel

Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Referat 111 – Recht und Verwaltung  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Telefon 0711/90445-160  
e-mail: henrik.traichel@rps.bwl.de

Seit Juni 2008 ist Henrik Traichel beim Regierungspräsidium Stuttgart im Referat 111 (Landesamt für Denkmalpflege – Recht und Verwaltung) beschäftigt.

Henrik Traichel, 1984 in Backnang geboren, studierte Allgemeine Finanzverwaltung an der Hochschule für öffentliche Verwaltung und Finanzen in Ludwigsburg. Im Herbst 2007 schloss er das Studium zum Dipl. Finanzwirt (FH) mit der mündlichen Prüfung ab. In seiner Diplomarbeit thematisierte er die „Chancen und Risiken der Privatisierung im kommunalen Bereich – dargestellt am Beispiel der Stadtwerke Backnang“. Zwischen Dezember 2007 und Mai 2008 war er bei der Zentralen Universitätsverwaltung Erlangen-Nürnberg im Gebäudemanagement tätig. Seine Haupttätigkeit beim Landesamt für Denkmalpflege umfasst – neben der Mitwirkung bei Organisations- und Verwaltungsangelegenheiten – die Bewirtschaftung von Drittmitteln. Zusätzlich ist er des Weiteren für die Prüfung von Werkverträgen, die Bewirtschaftung des dezentralen Budgets, die Betreuung von Fortbildungsmaßnahmen sowie für den IUK- und Reisekostenbereich.

### Ulrike Schubart M.A.

Gebietsreferentin der Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Referat 25 – Denkmalpflege  
Tel.: 0711/90445-175  
E-Mail: ulrike.schubart@rps.bwl.de

Seit Mai 2008 ist Ulrike Schubart als Gebietsreferentin der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Referat 25 Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Stuttgart mit Sitz in Esslingen tätig. Sie be-



treut den Landkreis Ostalb mit den Städten Aalen, Ellwangen und Schwäbisch Gmünd sowie den Landkreis Heidenheim. Hier berät sie Bauherren und Denkmaleigentümer bei Sanierungsvorhaben und begleitet Restaurierungsmaßnahmen.

1965 in Tübingen geboren, studierte Ulrike Schubart Kunstgeschichte, Baugeschichte sowie Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Karlsruhe. Die Mitarbeit an Projekten des Deutschen Archäologischen Instituts Berlin/Damaskus, des Instituts für Baugeschichte der Universität Karlsruhe sowie des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg ermöglichten ihr während des Studiums Einblicke in die historische Bauforschung und Bauaufnahme und weckten ihr Interesse für die Denkmalpflege. 1996 schloss sie ihr Studium mit einer bauhistorischen Untersuchung über ein barockes Bürgerhaus in Südbaden ab. Im Anschluss an das Studium beschäftigte sie sich im Rahmen eines Ausstellungsprojekts und einer Publikation mit dem Werk des Architekten August Stürzenacker und dem Karlsruher Rheinafen im Kontext der Industriearchitektur um 1900

in Karlsruhe. 1997 und 1998 war Ulrike Schubart als freie Mitarbeiterin beim Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege in Berlin, Abteilung Inventarisierung, an der Bearbeitung der Denkmaltopografie Landkreis Teltow-Fläming, Stadt Jüterbog, beteiligt. 1999 begann sie mit einer Vertretungsstelle als Gebietsreferentin der Bau- und Kunstdenkmalpflege beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in der Außenstelle Karlsruhe und wechselte 2000 in die Außenstelle Freiburg, wo sie bis April 2008 als Gebietsreferentin die Belange der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Schwarzwald-Baar-Kreis vertrat.

Die Vermittlung des Wissens über die Kulturdenkmale, die fachliche Betreuung und partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Denkmaleigentümern, Architekten, Handwerkern, Restauratoren und Unteren Denkmalschutzbehörden vor Ort sieht Ulrike Schubart als wesentliche Grundlage für den rücksichtsvollen, substanzschonenden Umgang mit den Kulturdenkmälern und die Erarbeitung von denkmalverträglichen Erhaltungs- und Nutzungskonzepten.

### Abbildungsnachweis

U1, U2 KMH; 2 Generallandesarchiv Karlsruhe; 3 Kurpfälzisches Museum Heidelberg (KMH); 4 kulturelles Allgemeingut; 5 RPK, Ref. 25, Archäologie des Mittelalters (Entwurf M. Benner/A. Wendt; Überarbeitung F. Damminger; graphische Umsetzung Kartographie Peh & Schefcik, Eppelheim); 6l, 8l RPK, Ref. 25, Archäologie des Mittelalters (Foto: Hans Peters); 6r Staatsgalerie Stuttgart (Nr. 92); 7o RPK, Ref. 25, Archäologie des Mittelalters (Entwurf M. Benner; Planzeichnung: P. Auch; Digitale Umsetzung Kartographie Peh & Schefcik, Eppelheim); 7or Kartengrundlage Stadtarchiv Heidelberg (Kartierung F. Damminger; graphische Umsetzung Kartographie Peh & Schefcik, Eppelheim); 7u, 8r RPK, Ref. 25, Archäologie des Mittelalters (Entwurf F. Damminger; Planzeichnung: P. Auch; Digitale Umsetzung Kartographie Peh & Schefcik, Eppelheim); 9o RPK, Ref. 25, Archäologie des Mittelalters (Foto R. Auch); 9u RPK, Ref. 25, Dokumentationsarchiv Bau- und Kunstdenkmalpflege (erstellt von A. Wendt/M. Benner/Ph. Dolmazon, Büro für Bauforschung Dokumentation und Konzeption, Heidelberg); 10 kulturelles Allgemeingut; 11o RPK, Ref.25; 11u,

13o, 16r LAD, B. Hausner; 12lo, 13u, 14 Kurpfälzisches Museum, Heidelberg; 12ro Der Heidelberger Portländer, Heft 3/1971; 12u, 15 GLA 136/48, GLA 522/45; 16l Foto Gottmann, Heidelberg; 17o, 19 Kurpfälzisches Museum, Heidelberg; 17u Tate Gallery London; 18l, 20l RPK Ref. 25; 18r Generallandesarchiv Karlsruhe; 20r Stadtarchiv Heidelberg; 21 W. Seidenspinner; 22 Privatbesitz; 23o, 29 Berthold Müller, Süßen; 23u, 24o Kath. Pfarramt Süßen; 24u, 25, 26l LAD, F. Pilz; 26r, 27, 28l LAD; 28r SAAI, Karlsruhe; 30–31 Joachim Feist, Pliezhausen; 32–36 Jürgen Felbinger; 37o LAD, Blumer; 37u, 39 LAD, D. Jakobs; 38 Roland Hauser, Basel; 40–41 LAD, B. Hausner; 42 LAD; 43 Verlagsbüro v. Brandt; 44 E.Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung; 45 Theiss Verlag; 47 Schmetterling Verlag; 49 Dr. Karl Heinz Hesselbacher, Stuttgart; 50 Denkmalstiftung Baden-Württemberg; 51–52 LAD, M. Heumüller; 55 LAD.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg)  
LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.



- ① **Heidelberg:** Heidelberger Schloss, Altstadt, Mythos Heidelberg und Stadtgeschichte, S. 2 ff.
- ② **Süßen/Kuchen/Baienfurt:** Neue Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt/katholische Heilig-Kreuz-Kirche/katholische Pfarrkirche St. Maria, S. 23 ff.
- ③ **Oftringen:** Wirtshaus „Weißer Ochsen“, S. 30 ff.
- ④ **Konstanz:** Konradscheibe im Konstanzer Münster, S. 37 ff.
- ⑤ **Weinheim/Oberflockenbach:** Alte Schule, S. 40 f.

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



## Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

**Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege**

Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Postanschrift:  
Postfach 200152  
73712 Esslingen am Neckar  
Telefon 0711 / 9 04 - 0  
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen  
Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0  
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 130

Arbeitsstelle Konstanz  
Stromeyersdorfstraße 3  
78467 Konstanz  
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30  
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Regierungspräsidium Freiburg  
Referat 25 Denkmalpflege**

Sternwaldstr. 14  
79102 Freiburg im Breisgau  
Postanschrift:  
79083 Freiburg im Breisgau  
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00  
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

**Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 25 Denkmalpflege**

Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe  
Postanschrift:  
76247 Karlsruhe  
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01  
Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

**Regierungspräsidium Stuttgart  
Referat 25 Denkmalpflege**

Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Postanschrift:  
Postfach 800709  
70507 Stuttgart  
Telefon 07 11 / 9 04 - 0  
Telefax 07 11 / 9 04 45 - 444

**Regierungspräsidium Tübingen  
Referat 25 Denkmalpflege**

Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen  
Postanschrift:  
Postfach 2666  
72016 Tübingen  
Telefon 0 70 71 / 757 - 0  
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31



*Absender*

\_\_\_\_\_  
Name / Vorname

\_\_\_\_\_  
Straße

\_\_\_\_\_  
PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte  
freimachen.  
Danke.

An das  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Öffentlichkeitsarbeit  
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt von Montag bis Mittwoch an Frau Glass-Werner durchgeben.  
Telefon 0711-90445-203 oder  
Email:  
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de